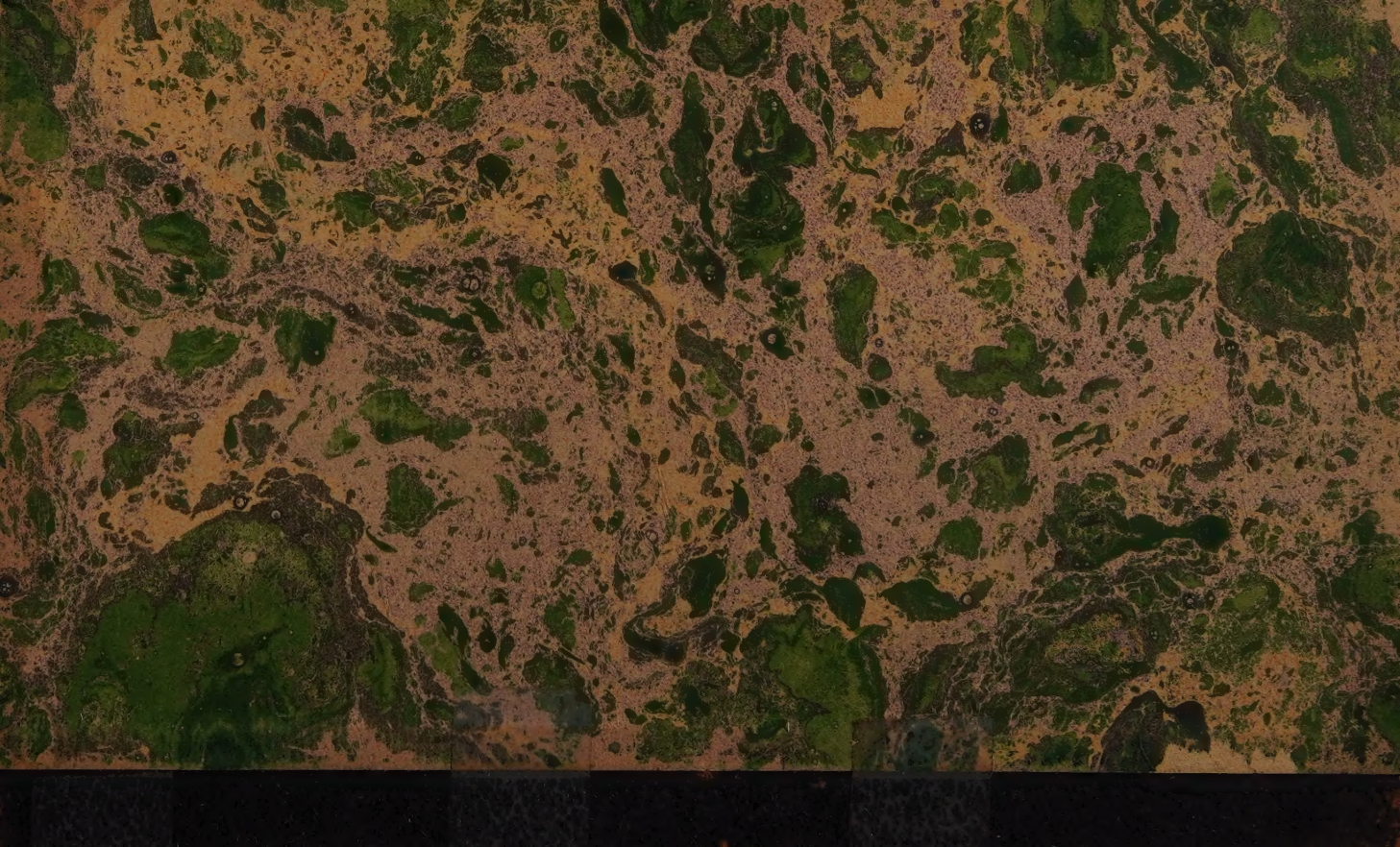


LILLIAN MICHELSON
RESEARCH LIBRARY
DREAMWORKS
1000 FLOWER ST.
GLENDALE, CA 91201
818-695-6445 FAX 818-695-7081

James R. Hyde.
1926.

1660 — 1685
Charles II to James II

LILLIAN MICHELSON
RESEARCH LIBRARY
DREAMWORKS
1000 FLOWER ST.
GLENDALE, CA 91201
818-695-6445 FAX 818-695-7081

MENSCHEN UND MODEN
IM 17. JAHRHUNDERT

Crispin de Passe, Königin Elisabeth von England

DIE MODE

Menschen und Moden im siebzehnten Jahrhundert

(The Seventeenth Century)

Nach Bildern und Stichen der Zeit
ausgewählt und geschildert von

Max von Boehn

Zweite, vermehrte Auflage

MÜNCHEN / BEI F. BRUCKMANN A.-G.

Copyright by F. Bruckmann A.-G., München 1913
(Ohne diesen Vermerk ist geistiges Eigentum in den Verein. Staaten von Nordamerika vogelfrei)
Übersetzungsrecht vorbehalten

Klischees und Druck von F. Bruckmann A.-G., München 1920

VORWORT

Wie in den früher erschienenen Bänden dieses Mode-Werkes ist auch in diesem unternommen worden, die äußere Erscheinung der Menschen einer Epoche im Spiegel ihrer Kunst zu geben. So wurde für die Illustration ausschließlich authentisches Material des 17. Jahrhunderts gewählt und der Versuch gemacht, dasselbe streng chronologisch zu ordnen. In den Fällen, in denen die Originale der Bilder oder Stiche ein Datum tragen oder dasselbe auf andere Weise mit Sicherheit zu ermitteln war, ist es der Unterschrift der Abbildungen hinzugefügt worden. Zwischen diese zeitlich fest begrenzten Bilder sind jene eingeordnet worden, deren Datum nur annähernd bestimmt werden konnte, ein Verfahren, welches Irrtümer nicht ausschließt. Wer die Schwierigkeiten dieser Materie kennt, wird die Arbeit mit Nachsicht aufnehmen, denn Fehlschlüsse bis 10, ja selbst bis zu 20 und 30 Jahren sind in der Datierung von Porträts, wenn man alle Umstände von Art und Verhältnissen berücksichtigt, durchaus entschuldbar.

Auch an dieser Stelle möchten Verfasser und Verlag für das Entgegenkommen danken, welches ihr Unternehmen gefunden hat; besondere Dankbarkeit schulden sie den Vorständen des K. Kupferstichkabinetts, des Kaiser-Friedrich-Museums, des Kunstgewerbe-Museums und der Lipperheideschen Kostümbibliothek, sämtlich in Berlin, sowie den Vorständen der Alten Pinakothek, des Bayer. National-Museums in München und der Bildergalerie in Schleißheim.

MAX v. BOEHN

Inhalts-Übersicht

Erstes Kapitel:

30jähriger Krieg S. 1 — Adel S. 4 — Entvölkerung und Verarmung S. 8 — Ausländerei in Deutschland S. 14 — Die Sprache S. 16 — Frankreichs Übermacht S. 22 — Das Haus Habsburg S. 25 — Die Kirche S. 26 — Die Philosophie S. 31 — Naturforschung S. 33 — Hexenprozesse S. 34 — Sklavenhandel S. 37 — Schule S. 40.

Zweites Kapitel:

Die Kunst S. 43 — Das Barock S. 43 — Wohnbau S. 48 — Stadtkultur S. 52 — Möbel S. 54 — Gobelins S. 58 — Sammler S. 59 — Malerei S. 61 — Theater S. 65 — Die Oper S. 72 — Die Zeitungen S. 78.

Drittes Kapitel:

Die spanische Tracht S. 83 — Die Kröse S. 86 — Die Herrenkleidung S. 92 — Golilla S. 100 — Die Perücke S. 103 — Die Damenmode S. 104 Die Herrenmode in der Mitte des Jahrhunderts S. 112 — Bänder S. 114 Die »Rhingrave« S. 116 — Die Perücke S. 118 — Die Herrenmode am Ende des Jahrhunderts S. 121 — Schmuck S. 124 — Die Damenmode in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts S. 126 — Namen S. 130 — Die Frisur S. 132 — Die Fontange S. 133 — Wäsche S. 134 — Die französische Mode S. 138 — Kleiderordnungen S. 145.

Viertes Kapitel:

Manieren S. 155 — Die Etikette S. 156 — Geselligkeit S. 162 — Trinken S. 164 — Essen S. 168 — Tabak S. 176 — Vergnügen S. 176 — Tanzen S. 179 — Das Spiel S. 181 — Das Reisen S. 182.

Unbekannter Meister, Damenporträt
Frhrl. v. Lipperheidesche Kostümbibliothek, Berlin

L. Gaultier, König Heinrich IV. und seine Familie, 1602

Dreißigjähr. Krieg

Die Trennung der Bekenntnisse, zu welcher die Reformation Luthers den Anstoß gab, spaltete die christliche Welt in zwei feindliche Heerlager, welche nicht nur das 16., sondern auch noch das 17. Jahrhundert mit dem Lärm ihrer Kämpfe erfüllten. Je länger diese Feindseligkeiten dauerten, desto erbitterter wurden sie, desto mehr aber verwischte sich auch ihr ursprünglicher Charakter. Zu den Gegensätzen, welche anfangs rein religiöser Art gewesen waren, traten so viel Momente weltlicher Interessen, in den Hader um dogmatische Nichtigkeiten spielten schließlich so viele Fragen politischer Macht hinein, daß die Religionskriege des 17. Jahrhunderts einen wesentlich anderen Charakter trugen, als jene des 16. Man hat wohl den Dreißigjährigen Krieg den »letzten Religionskrieg« genannt, indessen fragt es sich doch, ob man ihn überhaupt noch mit Recht so bezeichnen darf. Ein merkwürdiger Religionskrieg, in dem der Papst mit seinen Sympathien auf seiten des Schwedenkönigs steht, in dem ein Kardinal der römischen Kirche und Premierminister des allerchristlichsten

katholischen Königs den deutschen Lutheranern zu Hilfe zieht, in dem das Heer des kaiserlichen Generalissimus Wallenstein fast ausschließlich aus Protestanten zusammengesetzt ist und in seinen Reihen keine katholischen Priester duldet! Magdeburg wäre niemals von Tilly erobert worden, hätten nicht die protestantischen Kaufleute Hamburgs dem kaiserlichen Heer die Munition geliefert; der böhmische Adel, der durch die Wahl des Pfalzgrafen Friedrich zum König von Böhmen den letzten Anstoß zu diesem Kriege gab, hatte dabei weniger die Religion, als die Vermehrung seiner Rechte und Privilegien im Auge und ließ den selbstgewählten Herrscher im Stich, als nichts mehr von ihm zu holen war. Wie der Dreißigjährige Krieg in Deutschland ein Ringen zwischen der Macht des Kaisers und der Fürsten war, zu dem das Bekenntnis zu dieser oder jener Kirche nur den Vorwand bildete, so tragen auch die Bürgerkriege in England und Frankreich während dieses Jahrhunderts vorwiegend politischen Charakter. Die französischen Hugenotten blieben Feinde des Einheitsstaates auch dann noch, als sie schon längst völlige Duldung genossen, als die höchsten Ämter im Staat und bei Hofe in Händen ihrer Glaubensgenossen waren. Die Gegensätze zwischen den Protestanten Englands und ihren katholischen oder katholisierenden Herrschern waren letzten Endes weit mehr solche der Politik, als des Glaubens. Die Stuarts hingen offen oder versteckt der katholischen Kirche an, weil sie in ihr das Werkzeug des Despotismus erblickten, während die Protestanten für die bürgerliche Freiheit kämpften. Namen und Feldgeschrei leiteten die Parteien wohl aus ihren religiösen Gegensätzen ab, aber unter dem Schilde des Glaubens fochten sie um die Macht.

Nachdem die Völker länger als ein Jahrhundert anscheinend um die Freiheit des Bekenntnisses gerungen haben, da stellt es sich heraus, daß während dieses Krieges ganz andere Faktoren zur Geltung gelangt sind. Die Gegensätze von katholisch und protestantisch haben sich abgeschwächt, denn inzwischen ist der Absolutismus erwachsen. Die unumschränkte Fürstenmacht tritt an die Stelle einer ständischen Regierung und ordnet Welt und Menschen ganz anderen Gesichtspunkten unter, als denen des Bekenntnisses. In ihrem Gefolge erscheinen die Bureaukratie und die stehenden Heere; während sich die Köpfe noch für den Glauben erhitzen, hat dieser Wert

Crispin de Passe, Tanzgesellschaft

Hendrik Goltzius, Handzeichnung
K. Kupferstichkabinett, Berlin

und Wichtigkeit schon verloren, denn die ganze Ordnung der Gesellschaft ist eine andere geworden und gehorcht anderen Gesetzen. Noch trennen sich Adel, Bürger und Bauer, wie in mittelalterlicher Vorzeit, aber ihre gegenseitige Stellung ist ganz allmählich eine andere geworden. Der dritte Stand ist noch tiefer heruntergedrückt worden, zu einem Dasein verurteilt, das in den Drangsalen einer unbarmherzigen Knechtschaft nichts Menschenwürdiges mehr behält. Das Bürgertum hat an Bedeutung gewonnen, denn allerorten fallen ihm jene Posten des immer größer werdenden Beamtenkörpers zu, welche Anforderungen an Kenntnisse und Leistungen stellen. Unvergänglich aber ist das Ansehen, das es sich erworben, seit es in England mit Erfolg die Tyrannei zu Boden geworfen und in der Habeas Corpus Akte das erste Gesetz gegeben hat, das die Person des Bürgers gegen die Willkür des Herrschers, des Adels und des Klerus sicherstellt. Dem englischen Bürgertum verdankt es die Welt, daß ein Fortschritt überhaupt möglich wurde.

Adel Die größte Veränderung hat im Laufe des 17. Jahrhunderts der Adel erlitten. Seine Bedeutung ist geringer, sein scheinbares Ansehen dagegen größer geworden. Welch ein Unterschied zwischen den Aristokraten, die Ludwig XIII. noch die Krone streitig machen können und ihren Nachkommen, die keine größere Ehre kennen, als Ludwig XIV. bei der Toilette zu bedienen! Im Anfang des Jahrhunderts ist der Adel stolz auf seine Macht, am Ende desselben auf seine Titel, einst fand er seine Ehre und sein Ansehen in sich, jetzt sucht er sie bei Hofe. Diesen Umschwung hat das Zusammenwirken verschiedenster Faktoren herbeigeführt. Einmal die durch endlose

Rubens und seine erste Frau Isabella Brant, 1610 *Phot. F. Bruckmann A.-G., München*

Kriege veranlaßte Verarmung des Adels, dann aber auch die schrankenlose Vergötterung der Fürsten, die mit ihrer Machtzunahme in der öffentlichen Meinung parallel geht. Das Volk blickte auf die Höfe wie auf das irdische Paradies aller Vollkommenheit und auf ihre Häupter wie auf übermenschliche Wesen; schrieb nicht ein Publizist selbst an einen so unbedeutenden Fürsten wie Ernst Ludwig von Hessen: »Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein, als Eure hochfürstliche Durchlaucht?« Die Fürsten standen nicht nur

Wierx, Chr. Overschie aus Delft

über dem Gesetz, sie standen auch jenseits der Schranken von Moral und Sitte. Sie folgten in der Tat unmittelbar auf den lieben Gott, wie hätte es also nicht die höchste Ehre sein sollen, ihnen nahe zu stehen, und sei es auch nur als Diener? Dieses freiwillige Herabsteigen des Adels aus seiner ehemaligen Freiheit, das ihn aus einem dem Fürsten Gleichen zu einem dem Fürsten Untergebenen und zu nichts Besserem als einem Bedienten herabwürdigte, begleitete eine Vermehrung der Adelstitel, die den Stand als solchen herabsetzen mußte. Kaiser Ferdinand II. allein kreierte 30 neue Reichsfürsten, 70 Reichsgrafen und 100 Reichsfreiherrn und diese Vermehrung nahm unter seinen Nachfolgern so zu, daß Liselotte von der Pfalz gar nicht müde wird, sich über den neuen deutschen Adel lustig zu machen und die Herzogin Sophie von Hannover 1680 schreibt: die Titel im Reich nehmen wohl zu, Macht und Wohlstand aber ab. König Friedrich von Dänemark schuf sich als Gegengewicht gegen den frondierenden Uradel einen ganz neuen Adel mit neuer Abstufung; Karl II. von England, Ludwig XIV. von Frankreich erhoben alle ihre Bastarde zu Würden, die sie hoch über die alte Aristokratie stellten, ja Ludwig XIV. verlieh in den wiederholten Geldverlegenheiten seiner Regierung den Adel zwangsweise; so mußten u. a. im Jahre 1695 500 Adelstitel zu je 6000 Livres von reichen Bürgerlichen erworben werden. Am verhängnisvollsten wurden diese Zustände für Deutschland, das seit dem Frieden von Münster und Osnabrück 1800 Souveräne besaß, von denen noch immer mehr als 300 auf dem immerwährenden Reichstag in Regensburg wenigstens mitrateten, da es nichts zu taten gab. Die Hofhaltung dieser Duodezmonarchen, deren Zahl Gustav Freytag auf 5—6000 veranschlagt, förderten die Titelsucht, indem sie

Spottbild auf Reifröcke und Masken, 1610

Buytewech, Handzeichnung
K. Kupferstichkabinett, Berlin

es waren, die damit begannen, auch Handwerkern Hoftitel zu verleihen und dadurch dazu beitrugen, daß immer weitere Kreise lernten, den Schein für das Wesen zu nehmen.

Wenn die Zersplitterung in fast 2000 Partikelchen das Deutsche Reich zur Hilflosigkeit verurteilte und die Oberflächlichkeit dieses Treibens Fürsten und Höfe der Lächerlichkeit preisgab, so darf man soviel rein negativen Elementen gegenüber als Positives vielleicht in die Wagschale werfen, daß diese zahlreichen kleinen Höfe in gewissem Sinne als Kulturzentren gewirkt haben. Nicht als ob sie die schönen Künste gefördert oder sich mit Literatur befaßt hätten, mit nichten, aber sie haben an ihrem Teil dazu mitgewirkt, daß die durch die Schrecken eines so langen Krieges verarmte und verrohte Bevölkerung anfing, wieder an feinerer Gesittung Gefallen zu finden, wenn diese Sitte wohl auch noch lange auf Äußerlichkeiten beschränkt blieb.

Entvölkerung und Verarmung

Das Elend, in welches der Dreißigjährige Krieg Deutschland versetzte, war so groß, daß er unser armes Vaterland um Jahrhunderte hinter seine glücklicheren Nachbarn zurückgebracht hat. Es war nach dem Frieden um die Hälfte seiner früheren Einwohner, wie andere wollen, sogar um zwei Drittel oder drei Viertel ärmer geworden. In Württemberg waren von 400 000 nur noch 48 000 übrig, in Böhmen von 3 Millionen nur noch 780 000; Berlin zählte 1648 nur 300 Bürger, in Hirschberg war ihre Zahl von 900 auf 60 zurückgegangen, Augsburg hatte von 80 000 Einwohnern 62 000 verloren. In der Rheinpfalz soll

Hendrick Averkamp, Schlittenfahrt

Handzeichnung im Kupferstichkabinett der Kgl. Museen, Berlin

Matham, Holländ. Paar

Crisp. de Passe, Französ. Herr u. Dame

es schon 1636 nur noch 200 Bauern gegeben haben. In Sachsen waren allein binnen zwei Jahren 900 000 Menschen hinweggerafft worden, so daß am Schlusse des Krieges im ganzen Kurkreis 343 Ortschaften wüst lagen, davon im Amt Wittenberg allein 80. In Bayern lagen 100, in Hessen 300 Dörfer völlig wüst, im Kreis Ruppin standen überhaupt nur noch vier Dörfer. In Brandenburg und Schlesien gab es mehr Wild als Bauern, »man kann 10 Meilen wandern«, schreibt der Verfasser des Excidium Germaniae »und sieht nicht einen Menschen, nicht ein Vieh«. Äcker mit Haus und Hof wurden umsonst weggegeben, nur gegen die Verpflichtung, Dienste zu tun. So unermeßlich wie die Opfer an Menschen, war die Einbuße an Vermögen, welche Deutschland erlitten hatte. 1634 bereits schätzte Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig den Schaden seines Landes auf 80 Millionen; Württemberg hat in den Jahren 1628—50 an Kriegskontributionen 118 Millionen Gulden aufbringen müssen. Aus der Kurmark zogen Wallenstein und Montecuculi 20 Millionen Taler, Leipzig berechnete seinen Schaden während des Krieges auf 1075 250 Taler. Eine so kleine Stadt wie Wismar hatte in fünf Jahren 170 000 Taler, Eßlingen 2 Millionen Gulden, Goslar in einem Jahr 544 000 Taler

de Gheyn, Handzeichnung
K. Kupferstichkabinett, Berlin

zu zahlen. Als Wallenstein Schlesien in Besitz genommen hatte, wurde Bürgern und Bauern die Hälfte, dem Adel und den Beamten zwei Drittel ihrer Einnahme abgefordert. Während der Jahre 1628—31 war Blankenburg im Harz von den Kaiserlichen besetzt und hatte jeden Monat mehrere tausend Taler aufzubringen. Die verlassenen und zerstampften Felder trugen keine Ernten, so daß Hungersnöte eintraten, welche die zerrüttete Bevölkerung vollends dezimierten. In Bayern galt 1634 der Scheffel Korn 20 Gulden; als das schwedische Heer 1640 im Herzogtum Gotha lag, kostete der Laib Brot einen Dukaten. In Leipzig stillte das Volk 1639 seinen Hunger mit Katzen und Hunden. Die gleichzeitigen Berichte sprechen davon, daß nicht nur gefallenes Vieh, sondern selbst menschliche Leichen ausgegraben wurden, um gegessen zu werden, daß man auf Kinder förmlich Jagd machte, um sie zu schlachten und zu verzehren. Bei der Belagerung Nördlingens war ein Turm eingestürzt und in Brand geraten, so daß die Besatzung verbrannte, da stürzte sich die hungernde Bevölkerung auf die halbgebratenen Leichen und balgte sich um die Fetzen ihres Fleisches.

Verheerend und zerstörend schritt die Kriegsfurie über den deutschen Boden, sie hinterließ ein demoralisiertes Geschlecht. Die einen verarmt und ausgesogen, waren stumpf geworden, die anderen, die sich an der Beute bereichert hatten, roh und brutal geblieben. Riesigen Verlusten der einen standen riesige Gewinne der anderen gegenüber. Wenn Graf Pückler seinen Verlust von 1632—37 auf 61 881 Gulden bezifferte, so begreift man, wo all dies geraubte Gut geblieben war, wenn man hört, daß Wallensteins Vermögen bei seinem Sturz auf 9 Millionen Gulden geschätzt wurde, wobei man immer, um zu einem Vergleich mit heute zu gelangen, die Zahlen des 17. Jahrhunderts mit fünf multiplizieren darf. Graf Hohenlohe erbeutete

Isselburg, Abendgesellschaft, 1613

Callot, Kavaliere, 1617

in schwedischen Diensten 117000 Taler, der Feldmarschall Königsmarck hatte sich soviel zusammengeraubt, daß er seinen Erben eine Jahresrente von 130000 Talern hinterlassen konnte. Nicht geringer war die Beute derjenigen, die sich aus den untersten Schichten der Bevölkerung in die Höhe gearbeitet hatten. Graf Johann Aldringer, ursprünglich ein Bedienter, legte nach der Plünderung Mantuas als seinen Anteil 800000 Kronen in die Banken Venedigs, der Reichsgraf Peter Holzapfel, ein hessischer Bauernbube, raffte 1½ Millionen Taler zusammen. Es war damals eine vorteilhafte Spekulation, seine Güter zu verkaufen und das Geld in der Gründung von Regimentern anzulegen, 1629 schrieb ja Erzherzog Leopold von Tirol schon an den Kaiser, es gäbe jetzt nur zu viele Offiziere, die, obgleich blutarm zur Truppe gekommen, 3 oder 400000 Gulden bares Geld besäßen.

Nicht Jahre, Jahrzehnte hindurch stand die Welt auf der Spitze des Schwertes. Der Kühne konnte alles gewinnen und wie so viele Menschenalter später in der Ära des ersten Napoleon eine ungeheure Woge des Schicksals plötzlich das oberste zu unterst kehrte, so trug das Glück auch im 17. Jahrhundert, und nicht nur in Deutschland allein, Menschen an die Oberfläche, die im gewöhnlichen Lauf der Dinge den bescheiden begrenzten Kreis von Tätigkeit oder Besitz wohl nie verlassen

Franz Francken d. J. und Franz Pourbus d. J., Ball am Brüsseler Hofe des Erzherzogs Albert und der Erzherzogin Isabella Clara Eugenia

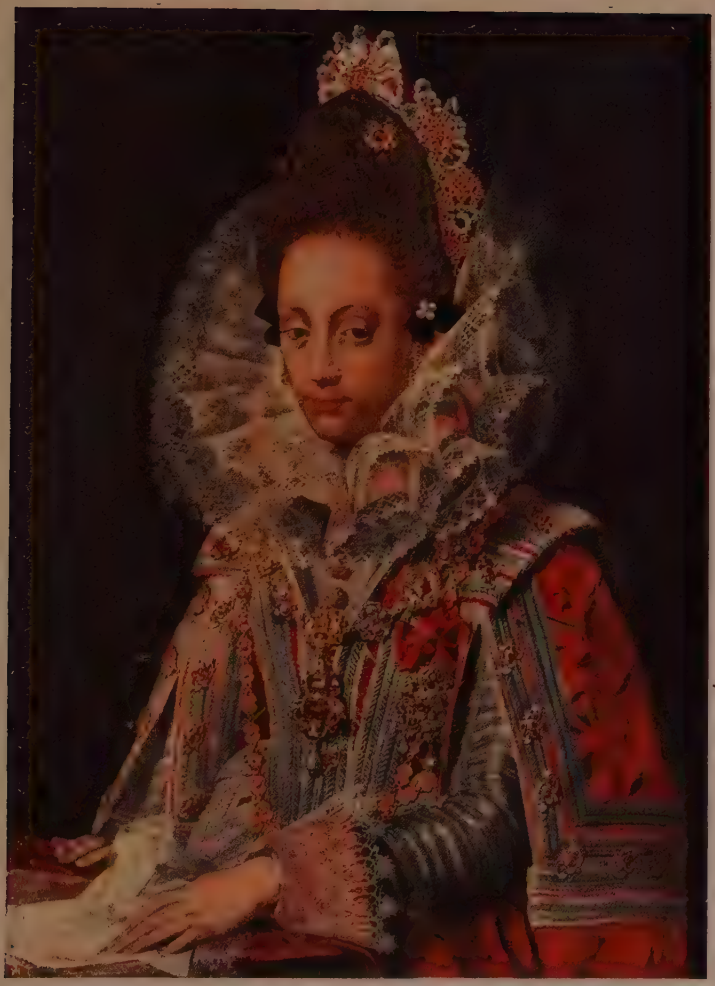
Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Callot, Kavalier, 1617

hätten. Arme kleine Fürsten, wie Herzog Bernhard von Weimar, Christian von Braunschweig, Ernst von Mansfeld zogen aus, sich Reiche zu gründen, Wallenstein war es bereits geglückt; Stallknechte, wie Johann von Werth, Schneidergesellen, wie Derfflinger, wurden Feldmarschälle. In Frankreich, wo es ja nicht weniger kriegerisch zuging wie in Deutschland, plante der Connétable de Luynes, der Günstling Ludwigs XIII., sich aus den Gebieten von Metz, Toul und Verdun ein Königreich Austrasien zu bilden. In England wurde ein Bauernbursche Lordprotektor der Monarchie, wurden Hausknechte Admirale, Lakaien Generale und Oberste, standen Schuster, Kesselflicker, Zimmergesellen an der Spitze der Nation.

Ausländerei in Deutschland

Die Kriege, die das zuwege brachten, und die in gleicher Dauer und gleicher Heftigkeit wie in Deutschland auch in Frankreich und England wüteten, haben Deutschland doch so viel dauernder geschadet, als den übrigen Ländern, weil sie den nationalen Kern tiefer getroffen haben. In den englischen und französischen Bürgerkriegen stand Engländer gegen Engländer, Franzose gegen Franzose. Dank ihrer geographischen Lage waren diese Länder gegen die Invasionen Fremder geschützt, während Deutschland für alle benachbarten Nationen das willkommene Theater des Krieges abgab. Die beiden großen Parteien, die auf deutschem Boden miteinander rangen, haben in der Hereinziehung Fremder geradezu gewetteifert. Riefen die Protestanten Franzosen, Dänen und Schweden, so führte der Deutsche Kaiser spanische und italienische Hilfsvölker herein, hatte Wallonen im Dienste und überschwemmte die deutschen Gaue mit den wilden Scharen halb barbarischer Kroaten, Slawonen und Magyaren, eine Zeitlang warben ihm die Radziwills sogar Kosaken an. Dieses bunte Gemisch von Völkern aller Art ließ Spuren seiner Sprachen und Sitten und, was vielleicht schwerer wiegt, so viel



Peter Candid, Magdalena, Pfalzgräfin von Neuburg
Kgl. Galerie, Schleißheim

Duyster, Hochzeit des Adriaen Ploos van Amstel und der Agnes van Byler, 1616 *Phot. F. Bruckmann A.-G., München*

von seinem Blut in Deutschland zurück, daß die Deutschen nach dem Kriege ein anderes Volk waren, als vor demselben und als das übelste Erbe des großen Krieges vielleicht doch die Ausländerei betrachtet werden darf, die der Deutsche seitdem nie wieder so recht losgeworden ist. Die Vorliebe für das Fremde, die, wenn vielleicht auch früher schon vorhanden, doch so recht erst während und nach dem langen Kriege in Deutschland hervortritt, ist ja oft genug ein Gegenstand herben Tadels von seiten der Sittenrichter gewesen und doch wird man jener Zeit und jenem Geschlechte mit Recht keinen Vorwurf aus ihr machen dürfen. In früherer Zeit schon ist es dem Deutschen verdacht worden, daß er nachahmungslüstern über seine Westgrenze schaue; so abhängig von fremder Kultur, wie gerade im 17. Jahrhundert, aber hatte er sich doch noch nie gezeigt. Seine politischen Geschicke lagen in der Hand ausländischer Monarchen. Richelieu verhinderte, daß der Kaiser sich Deutschland so unterwarf, wie Ludwig XIII. Frankreich; zum Glück, denn das Deutsche Reich unter einem katholischen Habsburger vom Schlage der Ferdinand oder Leopold geeint, hätte auf das Niveau Spaniens herabsinken müssen. Frankreich und Schweden halfen im Westfälischen Frieden, daß der Deutsche Kaiser im Reiche kaum noch mitzusprechen hatte und hielten sich die Türen offen, die ihnen erlaubten, sich immer wieder und mit dem Schein des Rechtes in die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu mischen. Soweit in diesem Jahrhundert die Kunst auf deutschem Boden gepflegt wurde, stand sie unter dem Einflusse Italiens, in allen Fragen der Kultur aber sprach Frankreich das letzte Wort.

Die Sprache

In der deutschen Sprache dieses Zeitalters ist der fremde Einfluß am sichtbarsten. Die Idiome aller Völker, die sich im Dreißigjährigen Kriege auf deutschem Boden trafen — und welches Volk Europas hätte nicht dazu gehört?! — ließen in Worten und Wendungen, in Konstruktion und Redeweise einen Niederschlag zurück, den man erst in unseren Tagen ernsthaft zu beseitigen beginnt. Aus diesem barbarischen Sprachgemisch rettete sich der Gelehrte zum Lateinischen, der Gebildete zum Französischen. Latein blieb, wie im Mittelalter, die Weltsprache der Gelehrtenrepublik, der Mund der Wissenschaft sprach ausschließlich Lateinisch. Das Buch, das Martin Opitz gegen die Vernachlässigung der deutschen Muttersprache verfaßte, mußte

Franz Hals, Amme mit Kind
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

Dirk Hals, Gesellschaft im Garten

Teniers nach Callot, Jahrmarkt vor der Madonna dell'Impruneta bei Florenz, 1620 *(Ausschnitt)*

er Lateinisch schreiben, wenn er von denen gelesen werden wollte, an die er sich wandte. Die Gesellschaft, die als historisches Reichskolleg zur Pflege der deutschen Geschichte zusammentrat, bediente sich zu ihren Veröffentlichungen des Lateinischen. Das Friedensinstrument, das endlich zu Münster und Osnabrück zustandekam, war Lateinisch. Christian Thomasius mußte die Universität Leipzig verlassen, weil er es gewagt hatte, Vorlesungen in deutscher Sprache anzukündigen. Moscherosch erwähnt einmal ironisch einen Gelehrten, der nicht in den Himmel kommen wollte, wenn man dort nicht Lateinisch spräche. Die Schulen der Jesuiten setzten die deutsche Sprache absichtlich gegen das internationale Latein zurück, war es doch ein Prinzip des Ordens, zu Lehrern ihrer Anstalten nur Ausländer zu nehmen. Im Unterricht verwandte man, wie Comenius gelegentlich klagt, 15—20 Jahre auf Latein und brachte es doch zu nichts, so daß der Schüler schließlich weder recht Deutsch noch gut Lateinisch konnte. Der Gebildete, der Mann von Welt, verachtete infolgedessen die deutsche Muttersprache als vulgär und die lateinische Gelehrtensprache als pedantisch, es blieb ihm also nur die Wahl, sich französisch oder italienisch auszudrücken. Beide Sprachen hatten vor der Deutschen Flüssig-

Joh. Wilh. Baur, Lusthaus alla Mira, Casa Grimani zwischen Padua und Venedig

Franz Hals, Niederländ. Edelmann und Frau

keit und Eleganz des Ausdrucks voraus, außerdem besaßen sie schon eine poetische Literatur von höchster Schönheit und einer Formvollendung, der das Deutsche damals noch nichts von gleichem bestehendem Reiz an die Seite zu setzen hatte. Wer hätte nicht Ariost oder Tasso oder Corneille unsern Lohenstein oder Gryphius vorziehen wollen, wer hätte nicht lieber die »Clelia«, den »Cyrus« der Scudéry gelesen, als die »Wundergeschichte des christlichen teutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska«, mit der Andreas Heinrich Buchholtz 1659 das deutsche Publikum erfreute. Wer wollte es den deutschen Lesern von Geschmack verargen, daß ihnen der Schelm Gil Blas sympathischer war, als der asiatische Onogambo, der insulanische Mandorell, der afrikanische Tarnolast, der europäische Toroan, mit deren Abenteuern Happel, der Carl May des 17. Jahrhunderts, die Geduld seiner Leser auf die Probe stellte? Die Deutschen, die ein Gefühl dafür hatten, wie kläglich es um Literatur und Sprache ihres Volkes bestellt war, konnten gar nicht anders, als auf die feineren Formen und den höheren poetischen Gehalt der Schöpfungen des Auslands verweisen, wollten sie den sprachlichen Ausdruck reinigen und die literarische Produktion auf ein höheres Niveau heben. Auch die vielen Sprachgesellschaften und literarischen Klubs, der Palmenorden, die Pegnitz-Schäfer, der Elb-Schwanen-Orden u. a. sind ganz direkt bis auf Namen und Statuten den italienischen Akademien nachgebildet.

Wybrant van Gheest, Familienbild, 1621

Die Dienste, die sie der deutschen Dichtkunst geleistet haben, sind nicht eben erheblich, von größerem Belang ist es, daß sie die Gesellschaft an geistige Genüsse gewöhnten. Wenn der Palmenorden sich sonst keine Lorbeeren errang, so ist der Umstand, daß er 3 Kurfürsten, 49 Herzöge, 19 Fürsten, 60 Grafen, 45 Freiherrn und 80. Edelleute zu seinen Mitgliedern zählte, für jene Zeit doch schon als ein nicht geringes Verdienst anzuschlagen, er beweist, daß selbst diese Herren anfingen, sich edleren Vergnügungen als Trunk, Spiel und Jagd zuzuwenden.

Frankreichs Übermacht

Von allen Richtungen her strebten die Äußerungen der Politik, der Kunst, der Literatur von Deutschland dem Auslande zu; wie zu mächtigem Strome vereinigt, zwängten sie die deutsche Kultur in ein fremdes Bett. Wenn von all den ausländischen Einflüssen, die während des 17. Jahrhunderts in Deutschland miteinander rangen, der französische sich schließlich vor allen anderen behauptete, so erklärt sich das wohl aus dem engen politischen Zusammenhang mit Frankreich. Die deutschen Protestanten haben schon im 16. Jahrhundert Fühlung mit den französischen Hugenotten gesucht. Heinrich IV. stand ihnen sehr nahe, selbst Richelieu hat ihnen seine Unterstützung nicht versagt. So sind es denn auch die Höfe der deutschen protestantischen Fürsten, an denen französisches Wesen zuerst und nachhaltig gepflegt wurde, vor allem der pfälzische; der Pfalz-

Averkamp, Handzeichnung — *K. Kupferstichkabinett, Berlin*

graf Friedrich ist ganz in Frankreich erzogen worden. Von der Herzogin Marie Eleonore von Preußen, einer Pfälzerin, an deren Hof er sich in Königsberg wiederholt aufgehalten hat, erzählt Graf Christoph Dohna, daß sie die französische Sprache mehr liebte, als ihre Muttersprache. Philipp Hainhofer muß bei einem Besuch des Heidelberger Hofes 1615 Französisch sprechen und bemerkt, daß auch am Berliner Hof bei der Tafel Französisch konversiert wird. Leibniz mißbilligt

Ravesteyn, Damenbildnis

in den Unvorgreiflichen Gedanken die Vorliebe der jungen Kavaliere für das Französische, er selbst aber schreibt mindestens soviel französisch wie deutsch. Die Hofhaltungen der halbfranzösischen Oranier und der mit ihnen so nahe verwandten nassauischen und hessischen Fürsten waren weitere Zentren, von denen aus französische Art sich verbreitete. So war in Deutschland der Boden schon bereitet, auch ehe noch das glänzende Gestirn Ludwigs XIV. aufging, um französische Sprache, französische Kunst, französische Mode in so blendendem Lichte erstrahlen zu lassen, daß sie sich, ohne Widerstand zu finden, überall durchsetzten. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird dann von allen deutschen Höfen aus das Evangelium der französischen Kultur verbreitet, nur am Hofe in Wien überwog der spanische und am kurbayerischen noch eine Zeitlang der italienische Einfluß. Vom Hofe ihres Schwagers in Celle schreibt die Herzogin Sophie von Hannover 1680, er sei ganz französisch, man sähe dort keine Deutschen mehr, wobei es sich von selbst versteht, daß sie und ihr Bruder Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz ausschließlich Französisch miteinander korrespondieren. Dem Hofe in Hannover erteilt der Mercure de France das hohe Lob, er richte sich in allem und jedem nach französischem Muster. »Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen, daß so manches Land und Volk ward zu seinem Affen«, reimte Friedrich von Logau, der an anderer Stelle die deutschen Kinder bedauert, daß sie nicht

Delff, Elisabeth, Kurfürstin von der Pfalz, Gemahlin des »Winterkönigs«

gleich in Frankreich zur Welt kämen. Ohne allen Zweifel würde das für ihr Fortkommen in Deutschland auch von größtem Vorteil gewesen sein, denn in der Wahl zwischen Franzosen und Deutschen hat der letztere in Deutschland dazumal immer zurückstehen müssen. Der Vorzug, der am Hofe in Celle den Fremden zuteil wurde, sprach sich deutlich in den Gehältern aus. Der deutsche Oberforstmeister empfing 1162 Taler, der französische Jägermeister 1587 Taler; einem italienischen Federschützen gab man 494, einem französischen 421, einem deutschen 228 Taler. Der französische Maultiertreiber erhielt 206 Taler, der deutsche mußte sich mit 77 Taler begnügen. Man wird die Abwesenheit jedes nationalen Gefühles in Deutschland in diesem Zeitraum beklagen dürfen, aber einen Vorwurf wird man kaum darauf gründen können, war doch der undeutscheste von allen immer der Römische Kaiser Deutscher Nation. Das Schwergewicht der Interessen des kaiserlichen Hauses lag außerhalb der deutschen Grenzen: in Ungarn, Italien und Spanien. Mochten die Übergriffe Ludwigs XIV. das Reich noch so sehr schädigen und demütigen, der nähere Feind war für den Kaiser allemal der Türke, von dem noch dieses ganze Jahrhundert hindurch dauernd die furchtbarste Gefahr drohte. Im Reich schränkte jede neue Wahlkapitulation die Befugnisse des Kaisers enger ein, schließlich blieb ihm wirklich nichts, als für Geld und gute Worte den Adel zu verleihen. Der Kaiser stand Kurfürsten und Ständen nicht näher, als der König von Frankreich, er bedeutete sogar weniger, drückte sich doch 1678 die Herzogin Sophie von Hannover sehr drastisch über ihre Bewertung der römisch-kaiserlichen Majestät aus, als sie von

Cornelis de Vos, Familie von Hutten

Alte Pinakothek, München

den Briefen Leopolds I. schrieb: »Da kack ich een op.« Der Kaiser hatte im Reich so gut wie nichts mehr zu verlieren, er hing nur noch ganz äußerlich mit ihm zusammen. Sein Hof war in keiner Weise geeignet, für Deutschland ein Zentrum nationaler Kultur zu werden, so wie etwa der Hof von Versailles es für Frankreich war. Schon die verschiedene Stellung, welche die Häupter dieser Höfe zur Kirche einnahmen, hätte das verhindert. Ludwig XIV. war im Herzen gut katholisch und erfüllte seine religiösen Pflichten mit größter Gewissenhaftigkeit; das hinderte ihn aber nicht, sich politisch von dem Einflusse Roms zu emanzipieren, ja, den Widerstand seiner Landeskirche gegen den Römischen Stuhl tatkräftig zu unterstützen. Ganz im Gegensatz dazu erfüllte die Kaiser aus dem Hause Habsburg eine Bigotterie, die zu völlig stumpfsinniger Unterwerfung unter die Gebote der Kirche führte. Kaiser Ferdinand II. hörte täglich zwei Messen, an Sonntagen drei, dazu noch zwei Predigten und den nachmittäglichen Vespergottesdienst. Kaiser Leopold I. wohnte jeden Tag drei Messen auf den Knien bei und war so abhängig von seinen Beichtvätern, daß er ihnen sogar die Feldzugspläne seiner Armeen zur Begutachtung vorlegte. Die Kaiserin Eleonore ging in den Prozessionen barfuß und ließ ihre Armbänder inwendig mit Stacheln besetzen, um das Himmelreich zu gewinnen. Wie hätte von diesen Herrschern, deren Geist in dem

Unbekannter Meister, König Ludwig XIII.

Das Haus Habsburg

Die Kirche

Pourbus, Elisabeth, Schwester Ludwigs XIII.

Dunstkreis mönchischen Aberglaubens eingefangen blieb, die von Ausländern umringt waren, deren vitalste Interessen sich an das Ausland knüpften, irgendein geistiger Gewinn für Deutschland herkommen sollen? Die Habsburger hatten sich als Gegner des Deutschtums bekannt, seit sie systematisch den Protestantismus in ihren Ländern ausgerottet und ihre Völker damit gegen jedes Element des Fortschritts gesichert hatten.

Niemand wird das streng kirchliche Luthertum des 17. Jahrhunderts verdächtigen können, direkt auch nur das Geringste zu einem geistigen Fortschritt der Menschheit beigetragen zu haben, aber gerade daß es im Dogmatismus erstarrte, und das seelische Leben seiner Bekenner veröden ließ, hat diese aus ihrer Kirche hinaus und auf neue Wege genötigt. Buckle schreibt den Aufschwung des freiheitlichen Gedankens in England dem Umstande zu, daß ein so schwacher, sittenloser und despotischer König, wie Karl II. es war, ein Vierteljahrhundert auf dem Throne saß. Ebenso kann man von dem Protestantismus sagen, daß seine Fehler es waren, die der Menschheit Vorteil brachten, denn sie führten im Laufe des 17. Jahrhunderts zu der Einsicht, daß es mit einer Verbesserung der Kirche eben nicht getan sei, sondern daß nur die völlige Befreiung von ihr nützen könne. Diesen Gedanken in ganzer Konsequenz durchzuführen, war erst dem 18. Jahrhundert vorbehalten. Angebahnt hat ihn das 17. Jahrhundert,

welches die ersten Schritte tat. Mochte der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten noch so unversöhnlich sein, größer als er war der Haß und die Erbitterung, mit welcher Kalvinisten und Lutheraner einander verfolgten. An Zelotismus und Unduldsamkeit gegen anders Denkende waren sie der mittelalterlichen Papstkirche mindestens gleich; wo sie die Macht hatten, da haben sie ebenso schonunglos gebrannt, wie diese. Der Kanzler Crell mußte sein Leben nur deshalb lassen, weil er reformiert war, in Moskau brachten die Lutheraner den armen konfusen Quirin Kuhlmann auf den Scheiterhaufen, in Stockholm legten sie dem Stargarder Schneidermeister Johann Bannier wegen Irrlehre den Kopf vor die Füße. Die Opfer, welche die englische Staatskirche zwischen 1660 und 1688 unter den Dissenters forderte, werden auf 60000 geschätzt, darunter nicht nur Ungezählte, die ihres Vermögens beraubt und verbannt, sondern auch solche, die hingerichtet wurden. Erst 1677 hat das Parlament den Bischöfen das Recht entzogen, Menschen nur deswegen zu verbrennen, weil sie anderer Meinung seien. Angesichts der engherzigen Buchstabengerechtigkeit protestantischer Theologen erklärte Christian Thomasius, das Luthertum habe das hölzerne Joch des Papsttums mit einem eisernen vertauscht. Die Kirchenzucht war in den protestantischen Landesteilen Deutschlands nicht minder rigoros, wie in den katholischen. Am kursächsischen Hofe mußte man am Sonntag, Mittwoch und

Franz Pourbus, Maria de Medici, Witwe Heinrichs IV., 1617

van Dyck, Ein genuesischer Edelmann

Freitag in die Kirche gehen und die Predigt hören; wer sich z. B. in Sulzbach dieser Pflicht entzog, der sollte weder Essen noch Trinken erhalten, bestimmte die Pfalzgräfin Hedwig in ihrer Hofordnung von 1636. Die lutherischen Hofprediger trachteten nach dem Einfluß, den die Beichtväter an katholischen Höfen ausübten; der Vorwand, für die Gewissen verantwortlich zu sein, gestattete ihnen, sich in alle Angelegenheiten des Staates und des Hofes einzumischen und mit der Unfehlbarkeit eines von Gott Gesandten aufzutreten. »Ich bin durchaus nicht neugierig darauf, den Papst zu sehen,« schreibt die Herzogin Sophie von Hannover 1664 aus Rom, »ich habe zuviel Päpste in Deutschland kennen gelernt.« Wo die Geistlichkeit sich auch in den Besitz der bürgerlichen ausübenden Macht gesetzt hatte, wie etwa in Schottland oder den hugenottischen Provinzen von Frankreich, da lastete sie wie ein schwerer Alp auf dem Leben. Dickson fand zwar, die schottische Kirche sei das herrlichste Ding unter Gottes Himmel, ihre Geistlichen aber raubten dem Volke jede Lebensfreude und verbreiteten Trübsinn über das ganze Land. Die Festtage wurden aufgehoben, Spiele, Zerstreuungen, Vergnügen jeder Art, auch die harmlosesten wie Singen, Tanzen und Musizieren wurden untersagt. Es war Sünde, Geld zu verdienen, Sünde für seine Kinder zu sorgen, keinem Christen dürfe sein Essen schmecken, erklärten sie, denn nur der Gottlose äße mit Genuß; Lachen und Scherz zu treiben war das größte Unrecht. An Stelle alles dessen, was sie dem Volke nahmen, setzten sie den zwangsweisen Kirchenbesuch. Um 1670 wurden in den Kirchen Edinburghs wöchentlich 30 Gottesdienste gehalten, bei

denen, wie natürlich, die Predigt den Hauptbestandteil bildete und die längste Zeit in Anspruch nahm, hielt es doch z. B. der Reverend Forbes für eine Kleinigkeit, fünf bis sechs Stunden hintereinander zu predigen. Die Abendmahlfeier fesselte die Andächtigen zwölf Stunden in der Kirche. Während dieser Zeit gingen Männer herum und kontrollierten die Häuser, ob auch niemand wegbliebe, wehe ihm. Anderer Meinung zu sein als ein Prediger war Ketzerei, ihn nicht zu grüßen ein schweres Verbrechen, das öffentliche Kirchenbuße, Brandmarkung, Stockprügel nach sich zog, wenn nicht auf noch infamierendere Strafen erkannt wurde, wie etwa halbseitiges Kahlscheren des Kopfes. Ein Gegenstück zur schottischen bildete die Kirche der französischen Hugenotten. Das Edikt von Nantes hatte nicht so bald den Protestanten Frankreichs die freie Ausübung ihrer Religion gewährleistet, als auch schon ihre Geistlichen begannen, das bürgerliche Leben in allen seinen Äußerungen ihrer Kontrolle zu unterwerfen. Sie waren nicht zufrieden, sagt Buckle, daß sie ihre eigene Religion ausüben konnten, wenn sie nicht zugleich die Macht erhielten, die Religion anderer stören zu dürfen. Die Synode von Grénoble verlangte 1615, die Regierung solle das Tridentinum nicht anerkennen, der Klerus von Béarn erklärte, es würde ein Verbrechen sein, den Götzendienst der Messe zu dulden, so konnte z. B. Ludwig XIII., als er 1620 die Stadt

Velazquez, König Philipp IV. von Spanien, 1623

van Dyck, Paola Adorno

Pau besuchte, dort in seinem eigenen Lande keine Messe hören.

In den Kirchen, welche die Religion der Liebe sich gegründet hatte, war nur noch Raum für den Haß. Mit vollem Rechte durfte Friedrich von Logau damals ausrufen: »Luthrisch, päpstisch und kalvinisch, diese Glauben alle drei sind vorhanden doch ist Zweifel, wo das Christentum dann sei!« Dieser Zustand des Unfriedens, der die Machthaber und Wortführer aller Parteien beseelte, mußte abstoßend und erkältend auf alle wirken, denen der Glaube eine Sache des Gewissens und nicht nur der Rechthaberei war. Schon 1613 äußerte Fra Paolo Sarpi in Venedig zu Graf Christoph Dohna, die meiste Unruhe und Empörung in der Welt werde von den Geistlichen durch ihr ungestümes Predigen gegen die Ketzerei veranlaßt. »Das zänkisch Maulgeschwätz«, in dem sich nach Johann Arndts Ausdruck die Theologen gefielen, leerte die Kirchen. Die Gläubigen begannen sich von dem Zusammenhang mit den offiziellen Vertretern der Staatskirchen zurückzuziehen und ihr Heil in der Stille zu suchen. Die sogenannte pietistische Bewegung, die Spener dadurch hervorrief, hat eine neue Spaltung der lutherischen Kirchen herbeigeführt, wie denn auch in England die Bestrebungen der Puritaner nach einer Verinnerlichung des Glaubens zu einer Absonderung von der Hochkirche führen mußten. Die gleiche Scheidung zwischen denen, die sich mit dem bloßen äußerlichen lauten Bekenntnis nicht begnügten, sondern nach einem Trost für ihr Gewissen verlangten, vollzog sich auch in der katholischen Kirche. In dieser hat Cornelius Jansens Lehre von der Gnadenwahl eine

Cornelis de Vos, Die Töchter des Malers — *Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin*

Erschütterung bewirkt, die weit über die Kreise der gelehrten Dogmatiker hinaus die Gemüter erregte und nicht nur zu einer neuen Sektenbildung führte, sondern in ihren Wirkungen noch tief in das folgende Jahrhundert hinein nachzitterte. Wie Kalvinisten und Lutheraner in der protestantischen, so standen sich Jansenisten und Jesuiten in der katholischen Kirche gegenüber, wie dort Spener sein Christentum in die Konventikel der Stillen im Lande flüchtete, so scharte Molinos in Rom gleichgestimmte Seelen um sich, die wie er nach innerer Heiligung strebten. Das Bedürfnis nach mehr und Besserem als die Kirche bot, war allgemein und wenn sich so viele aus dem Lärm der streitenden Kirchen in die Einsamkeit ihres Kämmerleins flüchteten, so versuchten andere, wie der Helmstedter Professor Georg Calixt und sein Sohn den Streit dadurch beizulegen, daß sie es unternahmen, nicht nur Lutheraner und Reformierte unter sich, sondern sogar mit der katholischen Kirche zu versöhnen, ein Ideal, an das auch Leibniz geglaubt und für das er gewirkt hat. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz baute in Mannheim bereits eine Konkordienkirche für Lutheraner, Reformierte und Katholiken.

Meytens, König Karl I. als Prinz von Wales, 1624

Vor allem aber hat der Eifer, mit dem die Geistlichkeit sich befeindete, das schöne Resultat gehabt, daß die Denkenden sich von der Engherzigkeit auf den Buchstaben eingeschworener

Die Philosophie

P. Moreelse, Die kleine Prinzessin
Phot. F. Bruckmann A.-G., München

van Dyck, Mutter und Tochter

Bekenntnisse weg- und der Toleranz zuwandten. »Es ist nur eine gute und rechte Religion in der Welt, nämlich die der ehrlichen Leute«, erklärte der alte Oberst Webenheim der Liselotte von der Pfalz und diese selbst bekannte sich zu dem Grundsatz: »Der Unterschied der christlichen Religionen besteht nur in Pfaffengezänk. Wahre Christen lassen das Gezänk den Pfaffen, den Aberglauben dem Pöpel und dienen Gott in ihrem Hertzen.« Gleichzeitig lehrte der Engländer Chillingsworth, daß die Religion der Protestanten zur Duldsamkeit verpflichte und stellte der Böhme Johann Amos Comenius, aus der Brüdergemeinde hervorgegangen, in seiner Erziehungslehre in der Humanität ein neues Ideal edlerer Menschlichkeit auf.

Als habe ein böser Zauber ihr die Augen geblendet, so ist die Menschheit jahrhundertelang auf den Irrwegen theologischer Spekulation umhergetaumelt, blind für die Erkenntnis von Natur und Wirklichkeit. Im 17. Jahrhundert endet plötzlich der Bann und die Einsicht, daß nicht der Glaube, sondern der Zweifel die Bedingung geistigen Fortschritts sei, bemächtigt sich der Denker. Thomas Hobbes zeigt, daß nicht das Übersinnliche der Gegenstand der Erkenntnis ist, sondern die Körperwelt, er gibt den Sinnen die Rechte zurück, die ihnen der

Unbekannter Meister, Herrenporträt
Frhrl. v. Lipperheidesche Kostümbibliothek, Berlin

Glaube lange genug vorenthalten hatte. Den Bruch mit dem blinden Autoritätsglauben vollzieht dann René Descartes, indem er lehrt, daß der Mensch an allem zweifeln müsse, was ihm ungewiß erscheine und den Grundsatz durchführt, alles was der Mensch aufgenommen, so lange zu verwerfen, bis es neuer Prüfung unterzogen worden. Der erwachte Skeptizismus zerschlägt die taube Nuß der Metaphysik. Mit der scholastischen Denkweise fällt auch die Tyrannei des Aristoteles

Delff, Der Herzog von Buckingham

und Hand in Hand mit der Philosophie tritt die Naturforschung hervor, um den Fortschritt der Menschheit zu beginnen. Erst das 18. und das 19. Jahrhundert haben aus dem Umstand, daß der menschliche Geist die Sackgasse der Theologie verlassen hatte, alle Vorteile gezogen, die diese Umkehr ermöglichte, indem sie die Gedanken, die bis dahin das Vorrecht einsamer Denker gewesen waren, zum Eigentum aller machten, dem 17. Jahrhundert aber bleibt der Ruhm, den Anfang gemacht und die Naturforschung als Wissenschaft begründet zu haben. Die Möglichkeit, alles zu wissen, ging im Zeitalter der Kepler, Galilei, Boyle, Harvey, Huyghens verloren, dafür haben die Newton und Leibniz der Menschheit die Möglichkeit errungen, alles zu verstehen.

Naturforschung

Deutschland fällt das Verdienst zu, den ersten wissenschaftlichen Verein gelehrter Naturforscher begründet zu haben, die 1652 von dem Schweinfurter Arzt Lorenz Bausch ins Leben gerufene Leopoldinisch-Carolinische Akademie besteht ja noch heute. 1662 wurde in London die Royal Society gegründet mit dem ausgesprochenen Zweck, das natürliche Wissen zu

Rubens, Anna von Österreich, Gemahlin Ludwigs XIII.

vermehren, im Gegensatz zu dem übernatürlichen, das bis dahin mit Ausschließlichkeit gepflegt worden war. 1665 stiftete Colbert die französische Akademie der Wissenschaften. Fürsten und Privatleute wandten ihre Liebhaberei den mathematisch-physikalischen Wissenschaften zu, Kaiser Rudolph berief Kepler an seine Prager Sternwarte, der Danziger Hevelius, der Nürnberger Eimmert besaßen eigene astronomische Observatorien, der Große Kurfürst von Brandenburg, der Großherzog von Toskana chemische Laboratorien. Der Herzog von Orleans, der spätere Regent, widmete sich mit solchem Eifer chemischen Experimenten, daß er in den bei Hofe nur zu gern geglaubten Verdacht geriet, diese Studien bloß zum Zwecke der Giftmischerei zu betreiben, denn wie schon oben gesagt, die Grundsätze des neuen Wissens blieben vorerst nur auf wenige beschränkt, die große Menge verharrte in Unwissenheit und Aberglauben. Kepler war genötigt, den Lauf der Gestirne zu betrachten, um Horoskope und Nativitäten zu stellen, und überall blühte noch die Alchemie, der selbst die Hauptvertreter der Chemie jener Tage Helmont, Glauber, Becher u. a. noch verdächtig nahestanden. Die Alchemie war die Spezialität der Hochstapler von damals. Friedrich Lucae traf 1667 in Amsterdam einen kurländischen Edelmann, der in die größte Not geraten war, weil er sein ganzes Geld, 150 Dukaten, einem Goldmacher anvertraut hatte, der ihm versprochen hatte, aus je zwei Stücken dreie zu machen, und ähnliche Erfahrungen in größerem Stil haben damals die leichtgläubigen Fürsten Württembergs, Kursachsens, Kurbrandenburgs, Kaiser Leopold u. a. m. gemacht.

Hexenprozesse Noch wütete ja auch der dämonische Aberglaube an die Wirksamkeit von Zauberern und Hexen, in dem Juristen und Theologen wie immer als die berufenen Vertreter alter

Rubens, Die Söhne des Künstlers, 1625
Liechtenstein-Galerie, Wien

van Dyck, Genueserin

van Dyck, Holländerin

Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Vorurteile auftraten. Wie viel Hunderttausende unglücklicher Opfer die Theologen im Namen Gottes, die Juristen zu Ehren der menschlichen Gerechtigkeit im Laufe des 17. Jahrhunderts auf die Scheiterhaufen befördert haben, entzieht sich der genauen Kenntnis; soweit die Zahlen bekannt sind, bleiben sie furchtbar genug. Im Fürstentum Neisse sind binnen neun Jahren an tausend Hexen, darunter Kinder von zwei bis vier Jahren, gerichtet worden; in Fulda in drei Jahren 250, in Ellwangen in einem Jahre 167. In Würzburg haben von 1623 bis 1631 900 Personen beiderlei Geschlechts den Scheiterhaufen bestiegen; der betörten Obrigkeit gingen erst die Augen auf, als die Gefolterten endlich den Fürstbischof Philipp Adolf von Ehrenberg und seine Räte selbst der Mitschuld bezichtigten. Das Verfahren war formlos und erbärmlich, aber für den Untersuchungsrichter von köstlicher Sicherheit, der Angeklagte wurde einfach so lange gemartert, bis er gestand. Auf diese Weise konnte man sich unwillkommener politischer Gegner entledigen, wie z. B. die Braunschweiger ihren verdienstvollen Stadthauptmann Henning Brabant des Bündnisses mit dem Teufel bezichtigten und 1604 unter entsetzlichen greuelvollen Qualen sterben ließen. Niemals hätten diese Prozesse den Umfang annehmen können, den sie zur Schande der irdischen Gerechtigkeit angenommen haben, wären die Richter nicht an ihrem Ausgange finanziell interessiert gewesen oder

Akersloot, Amalie von Solms, Prinzessin von Nassau-Oranien mit Sohn und Tochter, 1628

hätten sie an den Martern ihrer Opfer nicht ihre Lust gehabt. In Bamberg allein wurden z. B. als Ergebnis von 900 Prozessen für 500 000 Gulden an Eigentum der Hingerichteten konfisziert, in Gotha vertranken einmal Richter und Schöffen, während sie der Folterung einer 80jährigen Greisin beiwohnten, 17 Maß Wein und 26 Kannen Bier. Ein Hauptförderer des Unwesens war der Leipziger Professor Benedikt Carpzow, der

als gewiegter Jurist alle Mißbräuche mit dem Schein des Rechts zu umgeben wußte und den wegen Zauberei Angeklagten jeden rechtlichen Schutz entzog. Er war ein überaus frommer Mann, der 53 mal die ganze Bibel von Anfang bis zu Ende durchgelesen hatte und stolz darauf war, 20000 Todesurteile unterzeichnet zu haben. Drei Jesuiten, Friedrich von Spee, Adam Tanner, Paul Laymann waren die ersten, die es wagten, dem furchtbaren Unfug entgegenzutreten; die Königin Christine von Schweden war die erste Herrscherin, die 1649 befahl, die Hexenprozesse ein für allemal einzustellen. In den Prozessen gegen die angeblichen Zauberer und Hexen tritt die ganz entsetzliche Roheit im Empfinden dieser Zeit zutage. Sie offenbart sich ebenso grell, betrachtet man etwa den Strafvollzug gegen Verbrecher. Freiheitsstrafen waren bis dahin nicht bekannt gewesen, man tötete wegen des geringsten Fehltritts oder verstümmelte die Verurteilten. Seestaaten schickten alle Männer, die kräftige Arme hatten, auf die Galeeren; so waren 1617 auf den venezianischen Galeeren 2000 Sträflinge angeschmiedet, größtenteils deutsche Kriegsgefangene. Andere Landesherren trieben mit politischen und Kriegsgefangenen einen schwunghaften Handel. Kaiser Leopold verkaufte 1674 38 lutherische Geistliche aus Ungarn, den Mann für 50 Kronen nach Neapel. König Jakob II. von England ließ den wegen Rebellion verurteilten Schotten die Ohren abschneiden, die Frauen auf Stirn und Wange brandmarken und verkaufte sie dann als Sklaven an die Plantagen-

Schurtz, Der Nürnberger Buchhändler Georg Endter und Sohn, 1628

Sklavenhandel

Abr. Boße, Französ. Kavalier, 1629

besitzer in Jamaika und Barbados. Seine Gattin, Maria von Modena, beteiligte sich an diesem vorteilhaften Geschäft, weil sie einer Aufbesserung ihrer Finanzen dringend bedurfte; den Hofdamen überließ das großherzige Paar die Kinder gefangener Iren, damit sie auch ein kleines Nadelgeld fanden. Auf diese Weise lernte z. B. Heinrich von Uchtritz die Welt kennen, er wurde als englischer Kriegsgefangener mit 1300 Leidensgefährten nach Westindien verkauft, wo er für 800 Pfund Zucker an einen Mr. Whitaker überging und schließlich, von diesem an holländische Kaufleute abgetreten, wieder in die schlesische Heimat zurückkam. Der Landkomthur von Bilsen, der am Niederrhein die Polizei ausübte, ließ, wenn ihm Räuber in die Hand fielen, Frauen und Kinder aufhängen und verkaufte die Männer, das Stück zu 10 Talern, an französische Werber. Maria von Medici besaß eine kleine Lustjacht, aber da ihr die Mannschaft fehlte, wandte sie sich an ihren Onkel, den Großherzog von Toskana, mit der Bitte, ihr dieselbe zu besorgen. Der aufmerksame Onkel ließ sofort 50 Türken fangen und schenkte sie seiner Nichte. Gefängnisse waren eigentlich nur für politische Verbrecher der höheren Stände bestimmt und in furchtbarem Zustande. Gräfin Leonore

Briot nach Saint-Igny
Französ. Kavaliere, 1629

Abr. Boße, Französ. Kavaliere, 1629

Christine Ulfeldt, die 22 Jahre unschuldig im Blauen Turm des Kopenhagener Schlosses gefangen saß, hat in ihrem »Leidensgedächtnis« eine Beschreibung desselben hinterlassen. Der Boden ihrer Kammer, die sie mit einer Dienerin bewohnte, bestand aus fest getretenem Menschenkot, nur einmal wöchentlich wurde der Nachtstuhl, der darin stand, geleert. Um das Talglicht mußte sie mit den hungrigen Ratten kämpfen, während sie selbst von Ungeziefer fast lebendig gefressen wurde. Welch ein Licht aber fällt auf die Zeit, wenn man erfährt, daß die Königin, die Kurfürstin von Sachsen, Prinzessinnen und Hofdamen sie besuchen, um sich zu erkundigen, ob sie denn außer Flöhen auch von Wanzen belästigt würde? In diesem Besuch liegt doch ein überraschender Mangel an Zartgefühl, wie man auch mit Befremden liest, wenn eine so liebenswürdige Frau, wie Madame de Sévigné nur Spott und Ironie für die Opfer findet, welche der Staat rädern, vierteilen und hängen ließ, ganz unschuldigerweise, nur um in der Bretagne ein Exempel zu statuieren. »Die Hängerei scheint mir die reine Erholung«, schreibt sie der Gräfin Grignan. Wenn eine Frau von höchster geistiger Anmut,

Abr. Boße, Französ. Kavaliere, 1629

eine Dame der obersten Stände, im Besitz der feinsten geistigen Kultur ihrer Zeit so schreiben kann, wie will man sich da wundern, wenn eine verrohte Soldateska in den Greueln, die sie begeht, mit dem Richterstand an Unmenschlichkeit und Barbarei wetteifert?!

Man wird die Ursache dieser so tief eingewurzelten Roheit in der Gesinnung jenes Zeitalters in der Erziehung suchen dürfen, die den Menschen zuteil wurde. Prügel schienen in dieser Zeit nicht mehr ein Mittel, sondern der Zweck des

Schule Unterrichts zu sein. Ludwig XIII. bekam auch als gekrönter König so viel Hiebe, daß er einmal mißmutig sagte: wenn man ihn nicht mehr schlagen wollte, so erließe er den Leuten dafür die tiefen Komplimente, die sie ihm machen müßten. Ludwig XIV. ging es nicht besser und den großen Dauphin hat der berühmte Bossuet so roh erzogen, daß er ihn für immer einschüchterte. Der Herzog von Montausier, der Erzieher des armen Prinzen, zog ihn an den Haaren in der Stube herum und nicht minder roh gingen die Kammerfrauen mit ihm um. Die spätere Marquise de Caylus erklärte sich bereit, zur katholischen Kirche überzutreten, wenn man ihr fest versprechen wolle, sie dann nicht mehr zu schlagen. Wenn es

A. Palamedes, Gesellschaft im Freien

Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

schon den Kindern der höheren Stände so ging, so waren die der weniger hochstehenden vollends wehrlos den Peinigungen brutaler Pädagogen ausgesetzt, die ihre Zöglinge oft genug zu Krüppeln schlugen. Mochte die Erziehung der Jesuiten immerhin einseitig das Gedächtnis und die äußere Form auf Kosten des selbständigen Urteils und der Gesinnung bilden, das Gute hatte sie wenigstens, daß sie durch Abschaffung der Prügelstrafen auf das Ehrgefühl wirkte. Von allen, welche sich bemühten, im 17. Jahrhundert den Unterricht auf einer vernünftigeren Basis zu betreiben, als auf der leeren Gedächtnisdressur, der man bis dahin gehuldigt, schließt sich die Methode des Comenius am engsten an die neue Betrachtungsweise, in der in dieser Zeit die Wissenschaft die Welt auffassen lernte. Die Menschen müssen angeleitet werden, sagte Comenius, ihre Weisheit nicht aus Büchern zu schöpfen, sondern aus der Betrachtung von Himmel und Erde, sie müssen die Dinge selbst kennen und erforschen, nicht bloß fremde Beobachtungen dieser Dinge und Zeugnisse von denselben. Comenius verlangte, daß auch Mädchen ordentlichen Unterricht erhalten sollten, damit ihr Wissen nicht auf die zufälligen Kenntnisse beschränkt bliebe, die sie allenfalls im Hause erwerben konnten. Die Erziehung der Mädchen war primitiv genug. 1613 lernten sie z. B. in den Schulen zu Naumburg nur Lesen. Schreiben wurde ihnen nur auf ausdrücklichen Wunsch der Eltern beigebracht, erklärte doch 1643 auch Moscherosch seinen Töchtern: »In einer Jungfrau Hand gehören das Gebetbuch und die Spindel.« Dieser Auffassung schloß sich Fénélon durchaus an, der zur Erziehung junger Mädchen die Kenntnisse der Religion und

Briot nach Saint-Igny, Paris 1629

Briot nach Saint-Igny, Paris 1629

der häuslichen Arbeiten für ausreichend hielt. Frau von Maintenon erzählte noch im hohen Alter, wie sie aufgewachsen; ihre Tante gab ihr ein Stück trocken Brot, eine Fibel, aus der sie einige Seiten auswendig lernen mußte und dann schickte sie sie aufs Feld, die Puten zu hüten. Als Mlle. de Brézé, 14 Jahre alt, 1641 den großen Condé heiratete, konnte sie weder lesen noch schreiben, sie lernte es erst nach ihrer Hochzeit bei den Karmeliterinnen in Saint Denis, in deren Kloster ihr Mann sie unterbrachte, während er ins Feld zog.

Callot, Festwagen

Wilh. Baur, Französ. Kavaliere

Die Kunst des 17. Jahrhunderts unterscheidet sich von jener des 15. und 16. dadurch, daß jene strengen Regeln gehorchte, diese ihr Gesetz nur von sich selbst empfangen wollte. Sie verleugnete die Autorität des Klassizismus, der jene sich gebeugt, und suchte für das, was sie zu sagen hatte, neue Formen, neue Lösungen zu finden. Dadurch entspricht sie dem Geist ihrer Zeit, der ja auf allen Gebieten einen Kampf mit der Überlieferung begann, der Glauben und Wissen voneinander emanzipierte, der für Leben und Staat neue Bedingungen schuf. Das 17. Jahrhundert setzte den Kampf um das Recht auf die Persönlichkeit, der schon begonnen hatte, fort und führte ihn siegreich zu Ende; das Mittelalter, für das der einzelne ja gar nicht vorhanden gewesen war, wurde glücklich überwunden. Anschauungen und Auffassungen, denen ein Alter von Jahrhunderten unumstößliche Autorität verliehen hatte, stürzten, eine allgemeine Wandlung des Geistes tritt ein und gibt Kunst, Literatur, Wissenschaft und Gesellschaft ein ganz neues Gepräge. Der Widerstand gegen den bis dahin herrschenden Zwang betont sofort die Extreme des Entgegengesetzten. So weicht die Vorschrift der Willkür, ja die Willkür wird das einzige Gesetz, das die neue Kunst überhaupt noch anerkennt. Sie hat dadurch einen Charakter erhalten, den man

Die Kunst

Das Barock

Briot nach Saint-Igny, Paris 1629

mit dem Ausdruck „barock" bezeichnet, barock im Sinne von etwas Wunderlichem, Sonderbarem. Diese Bezeichnung, unter welcher die während der Herrschaft des Klassizismus entstandene Kunstgeschichte einen Tadel verstand, betrachten wir heute durchaus nicht mehr als Vorwurf, charakterisiert sie doch nicht nur die Kunst dieses Zeitalters, sondern den Geist, der sie erfüllte, in allen seinen Äußerungen. Kunst, Literatur und Leben sind im 17. Jahrhundert „barock", so sind es auch Stil und Sprache geworden. Die alte Zeit war unbefangen und natürlich gewesen, die neue in ihren Empfindungen hin- und hergerissen, wurde im Verlangen, dem neuerrungenen Reichtum ihrer Gefühle eine künstlerische Form zu geben, gekünstelt und gezwungen. Die Form überwiegt schließlich den Inhalt, sie sucht nach Vorstellungen, die dem Gehalt der Dinge gar nicht mehr entsprechen. Diesem Streben begegnet man auf allen Gebieten der Kultur. Wie die Dichter in geschraubten Wendungen, gesuchten Bildern, gehäuften Tropen und Metaphern schwelgen, bis das wenige, was sie sagen wollen, unter dem Schwulst ihrer gequälten Sprache verloren geht, so geben die Baumeister ihren Fassaden Formen, die weder mit

dem Zweck, noch mit der Größe ihrer Gebäude etwas zu tun haben. Claudio Achillini fand es angezeigt, über seinen Gedichten den Gedankengang derselben in schlichter Prosa mitzuteilen, aus den Versen selber könnte sonst niemand erfahren, was der Dichter eigentlich hat sagen wollen. So komponieren auch die Architekten, als gelte es nicht, praktische Aufgaben zu lösen, sondern Rätsel aufzugeben. Das Grundprinzip der Baukunst ist die Schwerkraft, im 17. Jahrhundert dagegen scheint es die Bewegung zu werden, denn die Mauern schwingen, die Säulen biegen sich, an allen Stellen verdrängt die bewegte Linie die gerade, die Kurve den rechten Winkel. Die Poesie braucht tönende Worte, nicht weil sie einen Sinn haben, sondern weil sie schön klingen; so schwelgen die Künstler in Formen und Farben, um ihrer selbst willen, nicht wegen ihres Zweckes. Die Kunst geht nicht auf ein Überreden mit guten Gründen, sondern auf das Blenden aus, der Beschauer soll nicht überzeugt, sondern verblüfft werden. Dazu dienen alle Mittel, selbst die Täuschung. Die Fassaden gehen oft um ganze Stockwerke über die Gebäude hinaus, denen sie als Maske dienen, die Räume erhalten durch perspektivische Raffinements, ausgeklügelte Beleuchtung, den Schein ganz anderer Größenverhältnisse. Alles wird wie auf eine Karte auf den ersten Eindruck gesetzt. Es kommt dem Künstler nicht darauf an, die Wirkung, die er erzielt, zu einer dauernden zu machen, er begnügt sich mit dem ersten Augenblick, aber dieser soll überwältigen. Für die Barockkunst gibt es weder Hindernisse, noch Schwierigkeiten, denn sie meistert dieselben so, daß sie Vorteile werden. Auf unregelmäßigem Grundriß in ungünstiger Lage entsteht Borrominis reizvollste Schöpfung, die Kirche S. Carlo alle quattro fontane; in einen dunklen engen Gang zaubert Bernini die Prachtstiege des Vatikans. Die Meister des neuen Stils, der wie keiner der vorangegangenen dazu angetan war, prunkend zu repräsentieren,

Michel Lasne, Liebespaar

Hoefnagel, Marie Eleonore von Brandenburg, Königin von Schweden, 1629

die Meister, die es verstanden, das Bedürfnis ihrer Zeit nach gesteigertem Ausdruck künstlerisch geltend zu machen, waren Italiener. Maderna, Bernini, Borromini, Rainaldi schufen ihre glänzendsten Werke in Rom und machten dadurch die Residenz des Statthalters Christi, die schon seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum Wallfahrtsort der Maler geworden war, zum Mittelpunkt der Kunst überhaupt. Rom verteilte die Kränze des Weltruhms, erst hier erlangten die Meister der Bolognesischen Schule das Ansehen der ersten Maler ihrer Zeit, das die Carracci, Guido Reni, Albani, Domenichino, lange Generationen unbestritten behauptet haben. Es schien unmöglich, Künstler zu sein, ohne Rom gesehen zu haben. Deutsche,

Diese nachfolgende Kleider Tracht sind A: 1629. sehr in Teutschland sonderlich in Franckreich bräuchlich gewest.
Wie sich ein teutscher mann in Klendern halten sol. er sol haben.
Imagination haar c Legation federn 9 Alamodo hosen 18 Respect rosen 17 Prominent degen
Patient garb c Vacuat. Kraus 10 Dissident schenckel 14 occasion stifel 18 Diligent rinstel
Resposion hals 7 Accordant Kaltschal 11 Reputation hosenbunder 15 Resonant sporen 19 Intermedys hardschuh
Gnadgerent buhschnur 8 Male content Crammes 12 Necessitet schuh 16 Accomodat burtel 20 Sultissimus gantz und geberden

Spottblatt auf die deutschen Moden, 1629

Delff, Amalie von Solms, Prinzessin von Oranien-Nassau, 1629

Niederländer, Franzosen, Spanier zogen über die Alpen. Viele von ihnen wie Adam Elsheimer, Nikolaus Poussin, Claude Lorrain konnten sich von der ewigen Stadt nicht wieder losreißen, andere wie Mignard, Sandrart, Le Brun blieben Jahre und Jahrzehnte, keiner von ihnen, ohne nicht von der Größe der römischen Kunst ganz wesentlich beeinflußt, um nicht zu sagen, geschädigt zu werden. Die drei größten Meister des Seicento bilden die einzigen Ausnahmen von dieser Regel: Velazquez, Rembrandt und Murillo. Der erste hat Rom zweimal besucht, ohne ihm zu erliegen, die anderen es gar nicht betreten. Wie Rom einst dem Norden das Evangelium gepredigt hatte, so stiegen jetzt seine Sendboten über die Alpen, um den Barbaren den neuen Stil zu verkünden. Martinelli in Wien, Barella in München, Carlone in Passau, Solari in Salzburg, Petrini in Würzburg, Filippo di Chiesa in Potsdam, haben alle im Sinne der großen Barockmeister des Südens geschaffen und Deutschland mit Erinnerungen an Italien gefüllt. Charles Le Brun verpflanzte den Stil Pietros da Cortona nach Frankreich und sicherte ihm die Weltherrschaft, nachdem er Versailles in dieser Weise dekoriert hatte. Der größte deutsche Meister der Barockkunst, Fischer von Erlach, gab Wien seinen Charakter, indem er die prunkenden Formen der italienischen Kunst im Dienst der Majestät eines Kaiserhofes in großzügiger Weise auszugestalten wußte.

Wohnbau Die Vorzüge des Barockstils, Weiträumigkeit und prunkende Dekoration kamen in erster Linie dem Kirchen- und Palastbau zu statten, sie sind aber selbst bei dem letzteren nur ganz

Unbekannte vornehme Damen
Miniaturen im National-Museum, München

äußerliche geblieben, da sie immer mehr der Pracht als der Bequemlichkeit dienen. In Deutschland hat der bürgerliche Wohnbau sich dem Barock gar nicht, der Schloßbau erst gegen Ende des Jahrhunderts angeschlossen. Der letzte große Palastbau vor dem Kriege, Riedingers prächtiges Schloß in Aschaffenburg, das in seiner Farbenglut so majestätisch über dem Main lagert, gehört noch ganz der Renaissance an. Es zeigt den typischen Grundriß des Kastells mit Türmen an den vier Ecken und auch in der inneren Anlage noch die ganze Unbequemlichkeit des Mittelalters. Enge Wendeltreppen und die schlechte Verbindung der Räume bezeugen noch den Sinn der alten Zeit, auch in der Bamberger Residenz, im Schloß Rosenborg in Kopenhagen und an anderen Orten liegen die großen Festsäle förmlich versteckt und ohne direkten Zugang im obersten Stockwerk. Dieselbe Erscheinung zeigt sich in Frankreich, wo selbst der Hof erst sehr spät von dem in Italien doch schon viel weiter vorgeschrittenen Bausystem Vorteil zieht. Als Maria von Medici in den Louvre einzog, fand sie ihn so unwürdig und so unbehaglich, daß sie glaubte, er sei gar nicht die Residenz des Königs, man wolle sie nur zum besten haben und doch hält man auch in Frankreich noch jahrzehntelang an den überlieferten Grundrissen unverbrüchlich fest. Als Ludwig XIII. 1624 Versailles, der Kardinal Richelieu sein Schloß in Poitou errichtet, da zeigen beide Schlösser noch den mittelalterlichen Charakter des Kastells, nur sind die Ecktürme zu Pavillons ausgestaltet. Selbst als Maria von Medici sich einen Palast im italienischen Stil aufführen lassen will, stellt ihr Salomon de Brosse im Luxembourg ein ausgesprochen französisches Gebäude hin. Ludwig XIV. plante den Louvre ausbauen zu lassen, aber Colbert verlor den Vorschlägen der französischen Architekten gegenüber die Laune und berichtete

Phot. Bruckmann A.-G., München

Rubens, Helene Fourment, 1630

Lucas Kilian, Baron Kinski. 1630

über das Projekt nach Rom, um Rainaldi, Bernini und andere der berühmtesten römischen Meister zur Konkurrenz aufzufordern. Es ist bekannt, wie bei der Bewerbung Berninis, der selbst nach Paris reiste, schließlich doch der Franzose Perrault Sieger blieb und der französische Klassizismus mit der nach seinen Plänen aufgeführten Louvre-Fassade den Sieg über das römische Barock davontrug. Die alten Bauten gefielen nicht mehr, Venturini fand den Alcazar der spanischen Könige in Madrid dunkel und unbequem und meinte, er enthalte kein gutes Zimmer. Hainhofer erschien 1628 die erzherzogliche Residenz in Innsbruck »melancholisch und altfränkisch«, ebenso fand Misson 1687 das Heidelberger Schloß »melancholisch und unförmlich«. Nur Liselotte mit ihrer rührenden Liebe für die Heimat urteilt einmal über Fontainebleau: »was mir an diesem Orte gefällt, ist, daß alle Galerien und Säle deutsch aussehen«. Dieses »deutsche« Aussehen verdankte Fontainebleau italienischen Künstlern des 16. Jahrhunderts, das was die Herzogin von Orléans deutsch in dem französischen Schloß anmutet, ist das Element der Renaissance-Dekoration und die Disposition der Räume, die eben in jener Zeit allen altmodischen Schlössern gemeinsam waren.

Die italienischen Baumeister des 17. Jahrhunderts legten den Hauptwert auf großgestaltete Vorhallen, Prunkstiegen und Gemächer, den Komfort der Bewohner ließen sie ganz außer acht. Erst die Franzosen der gleichen Zeit beginnen auf die Behaglichkeit Rücksicht zu nehmen. Schloß Vaux-le-Vicomte bei Melun von Levau für Foucquet, das Hotel de la Vrillière in Paris von Mansart errichtet, sind die ersten, die in der Art, wie sie die Räume untereinander disponieren, darauf Rücksicht nehmen, daß z. B. die Bedienung besondere Korridore und Eingänge findet. Hier kommt zum ersten Male eine

neue Kultur mit ihren Wünschen und Forderungen zum Ausdruck. Erst im 18. Jahrhundert ist dies Prinzip weiter ausgebildet worden und dann auch nach Deutschland gedrungen. Das neue Schloß in Berlin, von Schlüter erbaut, besitzt noch keinen dieser Vorzüge, hier mündet noch ein Zimmer in das andere, keine Degagements erleichtern den Dienstboten die Aufwartung. Bürgerliche Wohnhäuser mit Einrichtungen eines gewissen Komforts müssen in Deutschland, wenn sie überhaupt vorhanden waren, unendlich selten gewesen sein, das Haus des Professor Weigel in Jena wenigstens galt solcher Vorkehrungen wegen Jahrzehnte hindurch für eine der größten Sehenswürdigkeiten im Reiche. Da wo heute noch Wohnhäuser aus jener Zeit existieren, wie in Nürnberg, München und anderen alten Orten, sieht man, wie gering die Ansprüche an Luft und Licht und Behaglichkeit waren. Wie das 1605 errichtete Peller-Haus haben sie nach der Straße zu große und hohe, meist zu tiefe Zimmer, dunkle Treppen und nach hinten um eine offene Galerie Kammern ohne Fenster, die nur von diesem Gang aus ventiliert und beleuchtet werden. Das Licht muß um so ungenügender gewesen sein, als Scheiben von klarem Glas eine große Seltenheit waren. Der weit gereiste Philipp Hainhofer sah 1611 in der Wilibaldsburg bei Eichstätt zu seinem größten Erstaunen »schöne helle Fenster von großen kristallenen Gläsern, daß

Callot, Claude Deruet und Sohn. Nancy 1632

Vorsterman nach van Dyck,
Der Kupferstecher Callot

man mit dem Kopf will dadurch ausfahren«. Sie blieben dann auch noch lange ein großer Luxus, selbst Butzenscheiben konnten ärmere Leute nicht immer erschwingen und mußten sich wohl oder übel damit begnügen, ihre Fenster mit Papier auszufüllen. Im Süden war das die Regel, Reisende wie Misson beklagten sich bitter darüber, daß die Rahmen von Papier oder Leinewand, die »Impannate«, die Zimmerbewohner nicht gegen Kälte schützten.

Stadtkultur

Diese langsame Entwicklung des Komforts drückte auch dem allgemeinen Charakter der Städte seinen Stempel auf. Die deutschen Orte haben sich nur sehr allmählich von den Verwüstungen des großen Krieges erholt. Adam Samuel Hartmann, der 1657—59 Deutschland bereiste, fand z. B. Angermünde »ein verwüstetes elendes Städtlein, darin wohl kein Haus ganz«, und Lucae sah zehn Jahre später auf seiner Reise durch die Mark »halbwüste Städtlein und das armselige Volk gar seltsam und häßlich«, sechs solche Städte würden anderswo kaum ein Dorf ausmachen, meint er. Nürnberg nennt Misson zwar 1687 eine »hauptschöne« Stadt, schränkt dies Lob aber sogleich wieder ein: »wiewohl an denen Gebäuden annoch etwas Gotisches oder Altväterisches zu spüren, sie auch nicht gar nach der netten Baukunst eingerichtet sein«. Nur die Residenzen und die reichen Seestädte hatten vor den anderen einen Vorsprung. Chappuzeau nennt Stuttgart 1671 schön und ist von Dresden ganz entzückt. Die Gebäude in Berlin und Köln findet der biedere Pfarrer Hartmann »sauber und mehrenteils prächtig«, sie sind nicht mal in Breslau schöner, setzt er

als Schlesier gleich hinzu. Über Hamburg urteilt er, er habe nicht leicht eine Stadt gesehen »von größerer Magnificentz, alleine sind die Straßen und Gassen sehr enge, unflätisch und auch tunkel«, lautet der Nachsatz alsbald. Italien blieb in der hohen künstlerischen Kultur seiner Städte noch lange unerreicht, die Herzogin Sophie von Hannover ist denn auch 1664 sehr befriedigt von dem, was sie in Verona, Vicenza, Bologna und an anderen Orten sieht, in Rom aber, wo die schönsten Häuser und Gärten von der Welt sind, glaubt sie ins Paradies versetzt zu sein. Misson, der mehr als 20 Jahre später unterwegs war, als die deutsche Fürstin, geht in seinen Ansprüchen schon viel weiter. Während ihr (wie uns heute noch) die Paläste von Vicenza, besonders die Rotonda sehr imponierten, rümpft er die Nase über diese Palazzi und bemerkt, die Italiener hätten sich daran gewöhnt, jedes massive Haus mit dem Titel Palazzo zu beehren, während man in England mit dieser Bezeichnung viel weniger freigebig sei. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts fängt man an, die Bebauungspläne ganzer Städte und Quartiere einheitlich künstlerischen Gesichtspunkten unterzuordnen, worin auch schon Italien den übrigen Ländern vorangegangen war. Nach dem großen Brande von London entwarf Sir Christopher Wren den Plan des Wieder-

Sir John Eliot, gemalt im Tower zu London 1632

Roter Sammet-Rock des Grafen Tilly. 1632
Kgl. Bayer. National-Museum, München

aufbaues. In Paris entstand unter Ludwig XIV. die Place Royale mit ihren Nebenstraßen, in völlig regelmäßiger Weise durchgeführt, ein Stadtviertel, »dessen Schönheit nicht zu beschreiben«, wie Pfarrer Hartmann entzückt ausruft. Der Straßenschmutz muß unergründlich gewesen sein; zumal galt London für eine der unreinlichsten Städte. In dem verarmten Deutschland war es keinesfalls besser, schon deswegen nicht, weil die meisten Bürger Landwirtschaft betrieben. Den Berlinern verbot der Große Kurfürst 1681 Schweine zu mästen, weil die Schweinekoben die Straßen verengten und verpesteten. Seit 1671 hatte jeder Bauer, der mit seinem Fuhrwerk nach Berlin zu Markte kam, eine Fuhre Unrat wegfahren müssen. Ebenso übel war es noch allerorten um die nächtliche Straßenbeleuchtung bestellt, Paris kannte sie seit 1667, London seit 1668, Amsterdam seit 1669; 1679 folgte Berlin, Wien erst 1687, Hannover 1696. Auch die größeren Städte bevorzugten noch den Fachwerkbau, so waren sie mit den Schindel- und Strohdächern außerordentlich der Feuersgefahr ausgesetzt und das 17. Jahrhundert ist denn auch reich an großen Bränden. Passau ist allein dreimal abgebrannt, in London verwüstete der große Brand von 1666 89 Kirchen und 13000 Häuser. Deutschland ist das erste Land, das zur Einführung von Feuerspritzen griff. Bremen kannte sie seit 1656, Nürnberg zwei Jahre später, Paris erst seit 1669, London gar erst 1688.

Möbel Wie die Einrichtungen der öffentlichen Wohlfahrtspflege fast

Phot. Bruckmann A.-G., München

Rembrandt, Die Anatomie des Dr. Tulp, 1632 (Ausschnitt)

alles zu wünschen übrig ließen, die des häuslichen Komforts ebensowenig entwickelt waren und dazu nötigten, nach unseren Begriffen unbequem, ja selbst unästhetisch zu leben, so wenig verwöhnt war man auch in bezug auf das Mobiliar. Der Bestand an Möbelstücken war außerordentlich gering, Sofa, Kleiderschrank, Kommode und Schreibtisch gehörten noch nicht dazu. Kleider und Wäsche bewahrte man in Truhen auf; bei der Verhaftung der Marschallin d'Ancre wurden 20 Kisten mit ihrer Toilette mit Beschlag belegt. Das Sofa hat sich erst gegen Ende des Jahrhunderts entwickelt und zwar merkwürdigerweise nicht aus der Sitzbank, sondern aus dem Bett. Das ganze Jahrhundert hindurch empfingen Damen ihre Besucher im Bett oder auf dem Bett sitzend, es war eine Ehre, wenn man aufgefordert wurde, sich dazu zu setzen. Der Conde duque Olivarez, Minister Philipps IV., erteilte auch den Gesandten im Bette Audienz. Deswegen wird auch auf die Ausstattung der Betten ein großer Wert gelegt. Der sächsische Großkanzler von Beichling hatte sich, als er auf den Königstein gebracht wurde, eben eine neue Garnitur neuer Bettvorhänge von grünem Moirée für 2500 Taler gekauft. Unter den Entwürfen, die Daniel Marot, Le Pautre und andere Künstler für Möbel und Innendekoration angefertigt haben,

Delff, Gustav Adolf, König von Schweden

spielt denn auch das Bett eine Hauptrolle und man kann an der Hand dieser Blätter genau verfolgen, wie allmählich aus dem Bett ein Ruhelager, etwa was wir Ottomane nennen würden, entsteht, bis schließlich ein ingeniöser Kopf außer den Lehnen der beiden Schmalseiten noch eine Polsterung der einen Längsseite vornimmt und damit das Sofa fertig ist. Ebenso ist die Kommode erst um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert entstanden, auch der Schreibtisch gehört erst dem letzteren an. So wenig umfangreich wie der Bestand an Möbeln an und für sich war, so gering war auch der Vorrat, den der Vornehme davon besaß. Wenn der französische Hof

Van Dyck, Marquis de Mirabel
Alte Pinakothek, München

die ausländischen Gesandten nach Fontainebleau einlud, so wurden sie aufgefordert, Betten, Vorhänge und Geschirr mitzubringen. Als Maria von Medici den Besuch ihrer Schwester, der Herzogin Eleonore von Mantua, bekam, bat sie ihren Hofbankier de Gondi, der das schönste und eleganteste Palais in Paris besaß, die Fürstin bei sich aufzunehmen. Er war auch bereit dazu, aber er verlangte die notwendigen Möbel für sie und da die Königin sie selbst nicht besaß, schrieb sie an alle ihre Bekannten, um sich welche auszuleihen. Das, was von solchen in großen Häusern existierte, zeichnete sich dann allerdings auch durch große Kostbarkeit aus. So waren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch die sogenannten Kunstschränke sehr beliebt. Man nannte sie wohl Schreibtische, aber sie waren das durchaus nicht in dem Sinne wie heute, viel eher, wie Schlosser sagt, ein förmlicher Mikrokosmos, indem sie in Aufbau, Dekoration und Inhalt eine gesamte Enzyklopädie der physischen und sittlichen Welt darstellten. Das bekannteste Exemplar ist wohl der pommersche Kunstschrank im Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Er enthält nicht nur Schreibzeug, sondern Geräte aller Art, Trinkgefäße, Toilettenartikel bis zu Kamm und Bürste, Teller, Gläser, Instrumente, Spiele, sogar eine Münzpräge, alles auf das raffinierteste ineinander geheimnißt, nicht zum Gebrauche, sondern zum spielenden Zeitvertreib. Die Verzierung brachte durch die humanistisch-literarischen Bezüglichkeiten, die sie andeutete, und ihre tiefsinnigen Allegorien das Ganze in den Zusammen-

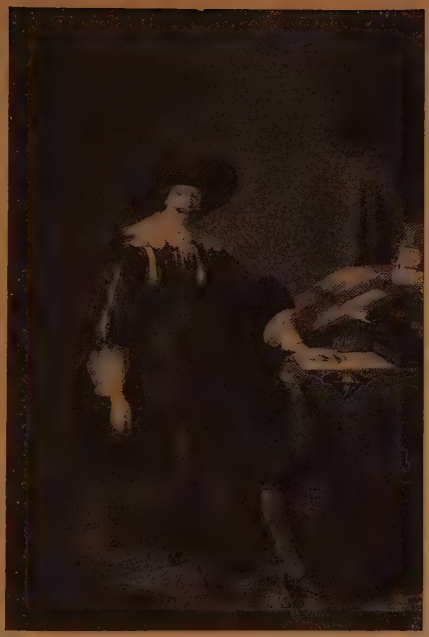
Anzug des Königs Gustav Adolf von Schweden
Violette Seide mit Goldstickerei
Kgl. Leibrüstkammer, Stockholm

Spitzenkragen des Königs Gustav Adolf von Schweden getragen zu Augsburg 1632

hang mit der Zeitbildung, der dem Besitzer zu raten aufgeben sollte. Solche Wunderwerke technischer Kunstfertigkeit kosteten dann auch ein kleines Vermögen; für den pommerschen Schrank hat der Herzog in Stettin 1617 über 20000 Gulden gezahlt. Philipp Hainhofer hat mehrere solcher Prunkstücke in Augsburg nach seinen Angaben herstellen lassen. Einen kaufte der Rat der Stadt 1632 für 9750 Gulden und schenkte ihn Gustav Adolf, heute besitzt ihn die Bibliothek in Upsala, einen anderen für 6000 Taler überbrachte er selbst 1628 nach Innsbruck. Der Bischof von Eichstätt besaß 1611 drei solche kostbare Stücke, von denen ihm das eine allein 14000 Gulden gekostet hatte. Einen Schreibtisch der sächsischen Kunstkammer, der 120 Schubladen enthielt, hatte 1615 Hans Schifferstein in Dresden für 3000 Gulden gearbeitet. Christoph Angermeier fertigte für Herzog Maximilian von Bayern jenen wundervollen elfenbeinernen Münzschrank, der heute eines der Hauptstücke des Bayerischen Nationalmuseums bildet.

Gobelins Für die Dekoration der Wände waren wie im Mittelalter Gobelins gebräuchlich, ja der Geschmack an dieser prächtigen Art der Ausstattung nahm im Laufe des Jahrhunderts so zu, daß alle Herrscher es sich angelegen sein ließen, in ihren Residenzen Manufakturen von Hautelisse-Tapeten anzulegen. Den Arbeitssaal der Fabrik in Madrid hat Velazquez gemalt. Solche Werkstätten entstanden auch allerorten in Deutschland, wie in Berlin, Dresden, München, Wien; jede dieser Gobelinfabriken versuchte den berühmten Produkten der französischen

Industrie gleichzukommen. Wenn fürstliche Personen auf Reisen gingen, nahmen sie ihre Gobelins mit. Als der französische und der spanische Hof 1660 auf der Fasaneninsel in der Bidassoa zusammenkamen, entstand aus Bretterwänden ein Gebäude, das die von beiden Monarchen mitgeführten Vorhänge zum Palast verwandelten. Velazquez war es, der für die spanische Hälfte die Verantwortung trug. Den Besitz des Münchener Hofes an Tapisserien schätzte Misson 1687 auf 8 Millionen Taler. Im Bürgerhause, das solche Kostbarkeiten nicht erschwingen konnte, blieb man bei der Täfelung mit Holz oder griff zu Leinenstoffen, die Papiertapete kommt erst auf. 1634 erhielt in England ein gewisser Jérome Lanyer ein Privileg für Anfertigung von Papiertapeten, 1688 erteilt Ludwig XIV. dem Holzschneider Papillon ein ebensolches. Sie findet anfangs in besseren Häusern nur geringen Beifall, beginnen doch die Wohlhabenden, an Gemälden Gefallen zu finden.



Th. de Keyser, Porträt eines Kaufmanns

Sammler

In der Art, wie man die Kunst liebte und pflegte, nahm das 17. Jahrhundert einen ganz anderen Standpunkt ein, als die Vergangenheit. Wirkliche Kunstfreunde waren in der alten Zeit sehr selten gewesen, immer hatte auch bei den reichsten und gebildetsten Leuten die Freude an der Kuriosität die Liebe zur Kunst doch weitaus überwogen. Die Kunst- und Wunderkammern fürstlicher und privater Liebhaber enthielten das Mögliche und Unmögliche an Gegenständen der Natur und Kunst, ausgestopfte Tiere, Versteinerungen, Spielereien,

Dreharbeiten fanden sich da zusammen mit Bildern hervorragender Meister, Antiken, Bronzen und dergleichen. Dieser Art waren die Kunstkammern in Berlin, Braunschweig, Dresden, Cassel, Gottorp und anderen Orten. Wenn man die Tagebücher und Reisebeschreibungen Philipp Hainhofers liest, in denen dieser Augsburger Kunstfreund, Kunstsammler und Kunsthändler seine Fahrten nach Dresden, Stettin, Heidelberg, Innsbruck so anschaulich beschrieben hat, wird man inne, was alles damals in den Bereich der Sammler fiel und wie und was sie miteinander handelten und tauschten. Da stand das bloß Seltsame und Fremdartige ebenso hoch in Ansehen wie das Künstlerische. Ja Hainhofer, der für eine Autorität in diesen Fragen und für einen großen Kunstkenner galt, gibt gelegentlich Urteile über Bilder ab, die seine Kennerschaft auf diesem Gebiete in ein sonderbares Licht stellen. Diese ganze Spezies der Sammler stirbt im 17. Jahrhundert allmählich aus, der wirkliche Liebhaber der Kunst verdrängt sie. Kaiser Rudolph II., der vornehmste und dem Umfange seiner Sammlungen nach zugleich der größte Amateur, gehört allerdings noch ganz und gar dem alten Schlage an; das, was er alles auf dem Hradschin zusammengebracht hat, bildet noch ein Simmelsammelsurium der allerbuntesten Art. Wohl besaß er in seiner etwa 800 Gemälde enthaltenden Galerie Originale von Raffael, Tizian, Correggio, Dürer, Holbein und anderen Meistern ersten Ranges, aber sie waren lediglich magaziniert, eines über das andere gestellt und wurden, ebenso wie die Antiken, nach seinem Tode in vernachlässigtem, seit Jahren unberührtem Zustande gefunden. Unter seinen gekrönten Zeitgenossen befindet sich aber schon in Philipp II. ein wirklicher Kenner, ein nach ästhetischen Gesichtspunkten sammelnder Kunstfreund. Er vererbte diese Neigung auf seinen Enkel Philipp IV., der eine der bedeutendsten Galerien seiner Zeit besaß, in Velazquez allerdings auch einen Berater und Bereicherer derselben zur Hand hatte, wie er niemals anderen Kronenträgern zur Seite stand. Mit ihm rivalisierte Karl I. von England, den van Dyck und Erzherzog Leopold Wilhelm, den David Teniers d. J. unterstützten. Ihre Bildersammlungen sind die ersten in modernem Sinne, die Galerien des Prado und der Wiener Hofmuseen, in die ihre Bestände übergegangen sind, verdanken ihre wertvollsten Stücke dem feinen Geschmack dieser durchlauchten Herren. In Italien

gehörte der Besitz einer Kunstsammlung schon lange zum guten Ton. Die päpstlichen Nepotenfamilien der Borghese, Barberini, Aldobrandini und andere lassen die Anschaffung einer solchen ihre erste Sorge sein; jetzt beginnen auch die Grandseigneurs jenseits der Alpen und Meere, ihnen nachzueifern. Spanische, französische, englische Aristokraten vereinen hervorragende Kunstschätze in ihrem Besitz; der Earl of Arundel ist der erste, der Expeditionen nach Griechenland sendet, um Ausgrabungen für sich zu veranstalten. Das Entstehen der großen Galerien, die als Quelle immer auf Italien angewiesen waren, hat allerdings auch die Fälschung in unerhörter Weise begünstigt. Da jeder Sammler Bilder der großen Meister sein Eigen nennen wollte, so war die Nachfrage nach Tizian, Giorgione, Palma und anderen ungemein stark, und die italienischen Händler sandten denn auch zu Dutzenden und Dutzenden, soviel »Originale« als nur immer begehrt wurden, die Kritik lag ja noch in den Windeln.

Morin, Der Graf von Harcourt „Cadet La Perle"

Die Freude an der Kunst blieb aber durchaus nicht auf die Höfe und die großen Mäzene beschränkt, die Pflege, die ihr in diesem Jahrhundert durch das Bürgertum zuteil geworden ist, hat der Kunst als solcher vielleicht größeren Vorteil gebracht, als alle Höfe zusammen. Das Erwachen der Persönlichkeit, das man im 17. Jahrhundert beobachtet, hat in dem Selbstbewußtsein, in der Freude an dem eigenen Ich, die mit ihr zusammenhängen, der Malerei den großen Vorteil gebracht, das Porträt zu fördern. Das 17. Jahrhundert ist nicht von ungefähr das der großen Porträtisten. Wenn man alle Bilder, die zwischen 1600 und 1700 entstanden sind, vereinigen könnte, so würde sich herausstellen, wie groß die Rolle ist, welche in dieser Zeit dem Porträt zufiel und wie es das religiöse Genre, das

Malerei

Abrah. Boße, Französ. Hofkavalier nach dem Edikt von 1633

so lange den Hauptteil der Produktion gebildet hatte, zurückdrängt. Noch in der Schule von Bologna, die in ihren Anfängen bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurückgeht, fehlt das Bildnis als solches fast ganz. Die Carracci und ihre Schüler haben solche kaum gemalt, die zahllosen Idealköpfe Guido Renis tragen gar keine Porträtzüge; im 17. Jahrhundert ändert sich das beinahe völlig. Im Oeuvre der großen Meister dieses Zeitalters überwiegt das Porträt durchaus. Das Bedürfnis ist nicht sobald da, als es auch schon glänzend befriedigt wird, der größte Maler »le peintre le plus peintre qui fut jamais« Velazquez ist fast ausschließlich Porträtist. Philipp IV. hat ihn kaum um sich, als er ihn auch schon nicht mehr missen kann und ihm lange, lange Jahre hindurch als Modell dient. Wenn dieser traurige Monarch und sein grotesk-trübseliger Hof nicht vergessen werden können, so danken sie das allein dem Pinsel ihres Hofmalers, der ihnen ein Stück der Unsterblichkeit lieh. Kein Herrscher dieses Jahrhunderts, der nicht seinen Hofmaler ununterbrochen mit Porträts beschäftigt hätte! Wie oft hat Rubens die Infantin Isabella Clara Eugenia gemalt, Sustermanns die Medici, Mignard und Rigaud Ludwig XIV.! Man kann von einer Porträtmanie sprechen, wenn man hört, daß van Dyck Karl I. 40 mal, die Königin Henriette 30 mal gemalt hat; 9 mal hat er den Earl of Strafford, 7 mal den Earl of Arundel gemalt, Lady Digby in einem Jahr 4 mal. Wenn die Eitelkeit solche

Triumphe feierte, so berührt es ordentlich erfrischend, aus dem Munde der Pfalzgräfin Sophie das naive Geständnis zu hören, wie diese Bilder van Dycks ihr eine so ganz irrige Vorstellung von den Porträtierten vermittelt hatten. Als sie die Königin Henriette und ihre Hofdamen kennen lernen sollte, erwartete sie, auserlesenen Schönheiten gegenüberzutreten und war arg enttäuscht, daß diese schöne Königin schief war, lange dünne Arme und vorstehende Zähne hatte.

Abr. Boße, Französ. Hofkavalier nach dem Edikt von 1633

Diese Freude am Bildnis ist der ganzen Zeit und allen Ständen zu eigen. Wer sich nicht malen lassen kann, läßt wenigstens sein Konterfei in Kupfer stechen, in Nürnberg und Augsburg leben Dutzende handwerksmäßiger Stecher, die mit nichts anderem beschäftigt sind, als Patrizier, Bürger und Handwerker zu porträtieren. Wenn die Leichtigkeit des photographischen Verfahrens es 200 Jahre später den Damen gestattet, sich mit jedem neuen Hut vor das Objektiv zu begeben, so haben auch damals Vermögende sich oft genug porträtieren lassen, eine neue Frisur, ein neuer Spitzenkragen waren Anlaß genug dazu. Manchmal sieht man, wie der Stecher eine alte Platte geändert hat um den altväterischen Schnitt von Bart und Haar nach der Mode zu ändern. Man findet in den Bildnissen des 17. Jahrhunderts den ganzen Charakter der Zeit, wie er sich aus dem Einfachen immer mehr ins Theatralische steigert. Wie still und vornehm wirkt noch die Auffassung

Phot. Bruckmann A.-G, München
Franz Hals, Junger Mann

von Philippe de Champaigne gegen das hochtrabende Pathos, mit dem bei Rigaud jeder Charakter zu historischer Größe aufrauschen möchte. Hat van Dyck noch die preziöse Geziertheit eines Geschlechtes, das aus den Schäferpoesien Marinis und D'Urfée's den Stil seines Lebens abstrahiert, so spricht aus den Bildnissen Knellers — seine Schönheitsgalerie in Hamptoncourt ist die erste ihrer Art — nur noch das olympische Gefühl, den Göttern gleich zu sein.

Ganz im Gegensatz zu den Hofmalern und ihrem Publikum steht die Kunst, mit der das holländische Bürgertum die Menschheit beschenkt, sagen wir, beglückt hat. Wenn dort alles auf Mache eingestellt ist, jeder, selbst der König mehr vorstellen will, als er ist, so erscheint hier der Bürger völlig schlicht und einfach. Die Bildnisse von Jordaens, Cornelis de Vos, van der Helst und andere, man braucht Rembrandt und Franz Hals noch gar nicht einmal zu nennen, besitzen in ihrer lebendigen Auffassung einen Charakter von so gesunder fast selbstverständlicher Ehrlichkeit, daß selbst der bescheidenste von ihnen noch genial wirkt. Der realistische Zug, die Richtung auf die Wirklichkeit, der in Holland Malern und Bestellern eignete, hat das Sittenbild geschaffen. Die Freude an der Umgebung in Haus und Stadt, schärfte den Künstlern den Blick für die malerischen Reize des Interieurs, die Spiele des Lichtes in geschlossenen Räumen ebenso, wie für die reizvollen Perspektiven ihrer Straßen und Kanäle. Sie fingen den Sonnenstrahl, der durch einen Spalt ins Zimmer gaukelt, wie das volle Licht, das durch weitgeöffnete Fenster hereinflutet; sie beobachteten den still in seinem Kämmerlein Weilenden ebenso wie das lärmende Gewühl eines Jahrmarkts und den lauten Humor trunkener Bauern

Velazquez, Königin Maria Anna von Ungarn, 1630
Kaiser-Friedrich-Museum. Berlin

Fouquières, Gesellschaft im Freien. Im Hintergrund das Heidelberger Schloß und seine Gärten vor der Zerstörung *Phot. Bruckmann*

geben sie so gut wieder, wie die steife Würde des vornehmen Ratsherrn. David Teniers, Gerhardt Dow, Gabriel Metsu, Franz Mieris, Terborch, Vermeer, Jan Steen und andere haben den frischen Puls des holländischen Lebens gefühlt und wie Holland im 17. Jahrhundert fast der einzige europäische Staat war, der in dem kriegerischen Treiben eine Oase des Friedens bildete, so ist auch die holländische Kunst dieses Zeitalters eine von der der anderen Völker so grundverschiedene geworden. Die Holländer, die mit so unbefangener Freude um sich sehen lernten, sind denn auch die ersten, welche die Natur mit einer Liebe und Hingabe empfanden, die der Landschaftsmalerei ganz neue Noten mitteilte. Ruisdael, Meindert Hobbema und andere haben dem Spiel von Licht und Luft Reize abgelauscht, die vor ihnen niemand gesehen hatte; Allart von Everdingen ist der erste, der auf einer Studienfahrt nach Norwegen dem Hochgebirge mehr absieht, als nur Furcht und Schrecken, der die großartige Schönheit von Fels und Bergen ahnt, wo die anderen ihre Einöde noch mit Gespenstern bevölkern. Im Streben, für den stärkeren Empfindungsgehalt der Zeit *Theater* auch einen stärkeren Ausdruck zu finden, mußte das 17. Jahr-

Palamedes, Handzeichnung
K. Kupferstichkabinett, Berlin

hundert notwendig zur Bühne gelangen. Schon in der Architektur macht sich in der Art, wie Licht und Schatten in ihrer Wirkung herangezogen werden, um den Eindruck zu bestimmen, ein neues Prinzip gegenüber der Vergangenheit geltend. Mehr noch tritt dieses hervor in der Verschmelzung der Künste, die in dieser Periode eintritt. Architektur, Plastik und Malerei verschwistern sich so eng, daß sie in den Hauptwerken der Zeit geradezu eins werden. Die Werke Berninis, welche er selbst für seine besten hielt, und zwar in vollem Einverständnis mit seinen Zeitgenossen, sind nicht Schöpfungen einer, sondern aller Künste. Die Gruppe der heiligen Therese, die der Engel mit dem Pfeil der göttlichen Liebe durchbohren will, ist eine Plastik, die aber von der Umgebung, in die sie hineinkomponiert ist, von der Lichtquelle, die unsichtbar angelegt ist, um sie zu beleuchten, von der farbigen Zusammenstellung des Marmors, der sie trägt, gar nicht zu trennen ist. Ebenso geht bei der Cattedra der Peterskirche die Architektur des Aufbaues mit den vollrund modellierten Figuren, mit dem bunten Glasfenster, in das sie austönt, mit den goldenen und silbernen Strahlen, die von ihr ausströmen, zu einheitlicher Wirkung zusammen. Bei der großen Fontäne auf Piazza Navona ist noch das Wasser in den Kreis der Elemente hereingezogen, die im Verein erst den vom Künstler gewollten Eindruck hervorrufen. Dieses Streben, mit allen Möglichkeiten zu rechnen, dieses Hinarbeiten auf den Effekt, das Bernini auch dazu geführt hat, in seinen großen Architekturen: den Kolonnaden von St. Peter, der Scala regia, der

Kirche in Ariccia mit optischer Täuschung des Auges zu arbeiten, zeigt schon, wie maßgebend die Grundsätze der Bühnenkunst für den Künstler auch außerhalb des Theaters geworden sind. Es konnte nicht ausbleiben, daß die auf vollkommene Illusion ausgehende Praxis der Bühne den größten Vorteil von dieser Gesinnung ziehen mußte und das 17. Jahrhundert ist denn auch dasjenige, welches die Kunst der Schaubühne bis zu einer Vollendung ausgebildet hat, daß einer späteren Zeit nur noch die Einführung neuer Techniken, aber keine prinzipielle Änderung mehr übrig blieb. Wie gar nicht anders zu erwarten, hat Bernini, der Hauptmeister des Barock, seine Kunst auch in den Dienst der Bühne gestellt. Er soll z. B. der erste gewesen sein, der an der Handlung nicht direkt beteiligte Personen zur größeren Täuschung als Staffage auf das Theater brachte und Dekorationen schuf, von denen Unglaubliches erzählt wird. Einmal stellte er eine Überschwemmung des Tiber vor, die mit ihren drohend hervorstürzenden Fluten so erschreckend wirkte, daß die Zuschauer aufsprangen, um sich zu retten; ein anderes Mal verdankte er diese Wirkung der täuschenden Vorführung einer Feuersbrunst.

Duchatel, Flämischer Edelmann

Ursache und Wirkung hängen bei dem Interesse, welches die Zeit dem Theater zuwandte, untrennbar zusammen, der technische Fortschritt der Bühnenkunst geht parallel mit dem

Elias, Cornelius de Graef, Bürgermeister von Amsterdam

Auftreten großer dramatischer Dichter und der Ausbildung der Schauspielkunst. Das 17. Jahrhundert ist das Zeitalter von Shakespeare, Calderon, Lope de Vega, Corneille, Racine, Molière und sieht die Bildung der ersten stehenden Schauspielertruppen. In Deutschland hielt sich Herzog Heinrich Julius von Braunschweig die erste Gesellschaft von Berufsschauspielern, für die er auch selbst Stücke schrieb. Wie stark das Bedürfnis nach dem Theater war, geht schon daraus hervor, daß die ersten massiven Theaterbauten schon in Deutschland errichtet wurden, während der Dreißigjährige Krieg noch die Länder verheerte: 1628 in Nürnberg, 1636 in Hannover, 1641 in Ulm, dann folgte München und 1664 Dresden mit einem Hause, das 2000 Zuschauer faßte. Aus den Niederlanden kamen in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts englische Komödianten nach Deutschland, deren Aufführungen aber auf einem moralisch sehr niedrigen Niveau gestanden zu haben scheinen. Die Roheit ihrer Darbietungen, die gemeine zotige Sprache, in der sie sich gefielen, lassen es durchaus nicht verwunderlich erscheinen, daß die streng sittlichen Puritaner, als sie in England ans Ruder gelangten, sofort alle Theater schlossen. Den englischen folgten deutsche Wandertruppen, unter denen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Gesellschaft von Johann Velthen großes

Ansehen genoß; von 1685 bis 1692 bildete sie, in Dresden engagiert, das erste deutsche Hoftheater. Ihr Direktor übersetzte Molière und führte ihn 1690 zum ersten Male auf einer deutschen Bühne während des Karnevals in Torgau auf. Man spielte Moralitäten, wie das alte Stück von Jedermann. Kaiser Ferdinand II. sah am liebsten Märtyrergeschichten; es hat aber auch schon damals durchaus nicht an Aktualitäten gemangelt, die den Zuschauern vorgesetzt wurden. Gryphius brachte die »ermordete Majestät Carolus Stuardus« noch warm vor das deutsche Publikum, August Adolf von Haugwitz dramatisierte Wallensteins Ermordung, Christian Weise die Geschichte Masaniellos. Auch an der Politik auf der Bühne hat es nicht gefehlt, Graf Christoph Dohna sah 1613 in Berlin den »ungerechten Haushalter«, der sehr deutlich auf den Kurfürsten zielte, die Kaiserin Claudia Felicitas ließ Kaiser Leopold in Wien die Laterna di Diogene vorspielen, in der der ganze Hof durchgehechelt und dem Kaiser die in Schwäche ausartende Güte seines Charakters vorgehalten wurde. Heinrich IV. hatte den größten Spaß zu hören, wie auf der Bühne über die Höhe der Steuern geschimpft und er selbst dabei nicht geschont wurde. Das deutsche Schauspiel fiel, wenn es nicht in Greueln schwelgte, ins Platte, so zogen die feiner Gebildeten das Französische vor. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz äußert sich 1679 sehr enttäuscht über

Elias, Catarina Hoeft, Frau des Cornelis de Graef

Sandvoort, Bürgermeister Baas und seine Familie *Phot. F. Bruckmann*

die deutschen Komödianten und zieht es vor, eine französische Gesellschaft zu engagieren, der er für jedes Stück 40 Taler zahlt; die Herzöge von Hannover hielten sich zusammen schon seit 1669 eine französische Truppe von 24 Personen, die abwechselnd je vier Monate in Celle, Hannover und Osnabrück spielte. Das Theater galt als hervorragendes Mittel der Erziehung. Die Jesuiten haben das lateinische Schuldrama mit Hingebung gepflegt und große Kosten auf Ausstattung, Dekoration und Kostüm verwandt. Lohenstein ließ seine blutrünstigen Dramen von den Schülern des Magdaleneum und des Elisabethanum in Breslau spielen, Christian Weise seine Trauerspiele von den Gymnasiasten in Zittau aufführen. Frau von Maintenon etablierte in St. Cyr ein Theater, für das ihr Racine die Stücke schrieb. Sie fand aber bald, die jungen Mädchen spielten mit zu lebhaftem Interesse; so durfte die spätere Marquise de Caylus, weil sie zu gut gespielt hatte, nicht wieder auftreten. Die Pfalzgräfin Sophie trat schon mit elf Jahren mit ihren Schwestern in Corneilles Medea auf. Theaterspielen war selbstverständlich eine Lieblingsunterhaltung aller Stände und aller Orte. Selbst in Rom legten Bernini und seine Schüler während des Faschings alle Arbeit beiseite, um völlig im Theater aufzugehen. Bernini schrieb Stücke, in denen er selbst auftrat, Salvator Rosa zog mit einer Theaterkarre umher, anstatt zu malen, und spielte als Signor Formica in der

Abr. Boße, Französ. Hofdame nach dem Edikt von 1633

Stegreifkomödie, sogar die Nonnen ergriff das Bühnenfieber. Zur Zeit Papst Innozenz XI. hatte sich in einem römischen Nonnenkloster über die Besetzung eines Stückes, das die frommen Frauen darstellen wollten, ein Streit erhoben, der so heftig wurde, daß die Bräute Christi sich tätlich angriffen und eine von ihnen bei der Gelegenheit erschlagen wurde. Theaterspielen wurde für die von der Etikette in quälende Fessel geschlagenen Höfe geradezu eine Notwendigkeit, wollten sich Herrscher und Beherrschte auch einmal als Menschen fühlen. So erfand man die Unterhaltung der sogenannten

Moreelse, Unbekannte Dame

Wirtschaften, bei denen sich der Fürst und die Fürstin als Gastwirt und Gastwirtin, die ganze Hofgesellschaft als Kellner, Stubenmädchen, Hausknechte usw. maskierte und während der Dauer des Festes an ihren Rollen festhielt. Dieses Vergnügen war ein ungemein beliebtes, in den Briefen der Herzogin Sophie von Hannover spielen die Wirtschaften eine große Rolle. Sie waren außerdem ein sehr willkommenes Mittel, um bei dem Empfang hoher Gäste den endlosen Schwierigkeiten vorzubeugen, welche sonst unfehlbar durch die Fragen der Etikette hervorgerufen worden wären. So sind denn an dem zeremoniösesten Hofe Europas, dem kaiserlichen in Wien, die Wirtschaften schließlich zu einer ganz regulären Einrichtung geworden, zu der man immer seine Zuflucht nahm, wenn bei Gelegenheit ungewöhnlicher Besuche Schwierigkeiten des Zeremoniells auftauchten. So konnten sich 1698 Kaiser Leopold und Peter der Große nur auf einer Wirtschaft treffen. Beide führten ihre Rollen als Wirt und Bauer ausgezeichnet durch und wechselten die Trinksprüche, die bei solchen Gelegenheiten ja noch vor kurzem Mode waren.

Die Oper

Aus den großen Hoffesten heraus entsteht im Laufe des 17. Jahrhunderts die Oper. Die Turniere haben im 16. Jahrhundert ganz aufgehört, an ihre Stelle trat das Ringstechen zu Pferde und aus diesem ging in allegorischer Verkleidung das Roßballett hervor. Die oft mehrere Tage dauernden Feste entwickelten sich nach streng entworfenen Programmen, denen

P. Nolpe nach Quast, Holländischer Kavalier

Van Dyck, Lord Philipp Wharton als Schäfer, 1632
Eremitage, St. Petersburg

Pieter Codde, Lustige Gesellschaft *Phot. F. Bruckmann A.-G., München*

immer eine allegorisch-mythologische Idee zugrunde lag. Da gab es Triumphe der Tugend oder der Liebe, Götterhochzeiten oder das goldene Zeitalter. Auf dem Arno stellte man 1608 den Zug der Argonauten nach dem Goldenen Vlies dar. Als der impotente Karl II. von Spanien 1679 die bedauernswerte Prinzessin von Orléans heiratete, feierte man in Rom den Sturz des Amazonenreiches. Kardinal Antonio Barberini veranstaltete 1634 auf Piazza Navona in Rom ein großes Reiterfest zu Ehren des Prinzen Alexander Karl Wasa; Graf Bentivoglio hatte die Idee hergegeben, die Prinzessinnen Anna Colonna und Constanza Barberini fungierten als Patronessen, der ganze römische Adel beteiligte sich. Das berühmte Fest der bezauberten Insel, welches Ludwig XIV. 1664 in Versailles feierte, schöpfte seine Idee aus Ariost und stellte Roger auf der Insel der Königin Alcine dar. Die Vermählung des Kaisers Leopold mit der Infantin Margarethe Therese von Spanien wurde 1667 in Wien mit einem Fest begangen, welches Paris vorstellte, wie er der Schönsten, selbstverständlich der kaiserlichen Braut, den goldenen Apfel überreicht. Die Vorbereitungen dazu hatten neun Monate in Anspruch genommen, Italiener hatten die Idee und die Maschinen erfunden und die Musik dazu komponiert. Der ganze öster-

Limborch, Musizierende Gesellschaft

reichische Adel, die Lobkowitz, Dietrichstein, Colloredo, Starhemberg, Waldstein, an ihrer Spitze der Kaiser selbst, wirkten mit. Derartige Feste entwickelten sich in Aufzügen von Nymphen, Faunen, Hirten, Schäfern, Rittern, Indianern, Furien, in Reiterquadrillen, Balletts, Feuerwerken, Serenaden, Theatervorstellungen und dergleichen. Die Kostüme waren natürlich so prachtvoll und glänzend wie möglich und die aufgewandten Kosten entsprachen dem verschwenderischen Prunk. Das Kopf- und Ringelstechen auf dem Hofe des Louvre 1662 kostete 1200000 Francs; in dem Wiener Roßballett des Pomo d'Oro trug jedes der 40 Pferde eine Schabracke für 100 Gulden und einen Federbusch für 100 Dukaten, den Erfinder erhob der Kaiser in den Freiherrnstand, schenkte ihm 20000 Gulden und begabte ihn mit einer jährlichen Pension von 1000 Gulden. Dieses ganze Beieinander mannigfaltigster Kostüme, Gesänge, Tänze, erhielt einen Hauptreiz durch

die mitwirkenden Maschinen. Es erschienen nicht nur in den Aufzügen die wunderbarsten Wagen in der fantastischsten Aufmachung, sondern es gab auch Maschinerien, welche die Darsteller durch die Luft entführten oder im Boden verschwinden ließen; sie spielten eine so hervorragende Rolle, daß Corneille 1650 in der Vorrede zu Andromeda bekannte, die Maschinen seien die Hauptsache, durch sie werde der Knoten geknüpft und gelöst. Der Apparat dieser Feste enthält schon das ganze szenische Drum und Dran der Oper, sie ist fertig,

Pieter Codde, Ehepaar. 1634 *Phot. F. Bruckmann*

denn gleichzeitig hat sich auch der musikalische Stil nach dieser Richtung hin entwickelt. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts hatten Florentiner Musikfreunde unternommen, den kontrapunktistischen Künsteleien niederländischer Komponisten entgegenzutreten, um durch Vereinfachung des musikalischen Satzes dem Gesang der Alten nahezukommen. Sie glaubten in der Tat, die Antike wiederbelebt zu haben, als sie 1594 im Hause des Jacopo Orsi eine kleine Oper Daphne aufführten, die Ottavio Rinuccini gedichtet, Jacopo Peri komponiert hatte. Sie bestand aus einer musikalischen Deklamation des Textes, die ein etwas dürftiges Accompagnement begleitete. Es war indessen nur der erste Schritt, Viadana und Monteverde sind die eigentlichen Begründer des neuen musikalischen Stils, der aus dem Zusammenwirken verschiedener Instrumente einen

Lucas Kilian, Joh. Georg aus dem Winckel. 1634

einheitlich harmonischen Tonkörper aufzubauen wußte. Die Oper entstand in Italien und fand dort ihre erste Pflege, sie wurde aber nicht so bald in Deutschland bekannt, als sie auch mit Begeisterung aufgenommen wurde. Der Wiener Hof verwandte auf jede neue Oper mindestens 10 — 15000 Gulden, in München ließ man sich 1662 die Ausstattung der Medea 70000 Gulden kosten. Der Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen verwandte auf seine Hofkapelle jährlich 8000 Taler, der Herzog von Hannover ließ sich ein Opernhaus bauen, das Lady Montague hoch über das Wiener stellte. Herzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar errichtete in der Wilhelmsburg ein Opernhaus, das 1696 eingeweiht wurde. Da mittlerweile die Liebe zur Musik mit der Frömmigkeit des hohen Herrn in Konflikt geraten war, so schloß er ein Kompromiß zwischen beiden und bestimmte zur Eröffnung die Oper »Von der denen lasterhaften Begierden entgegengesetzten tugendlichen Liebe«. Die Oper fand indessen nicht nur an den Höfen eifrige Pflege, die für das damalige Deutschland wichtigste wurde ihr in Hamburg zuteil. Hier hatte der Senator Gerhard Schott unter heftigstem Widerspruch der Geistlichkeit die Errichtung einer stehenden Oper durchgesetzt. Sie wurde am 2. Januar 1678 mit einer Oper von Christian Richter, Musik von Theil, eröffnet, Sujet: der erschaffene, gefallene und wieder aufgerichtete Mensch. Gegen 50000 Taler kostete das Unternehmen jährlich; in der Postelschen Oper: die Eroberung Jerusalems beliefen sich die Unkosten für den Tempel Salomonis allein auf 15000 Taler. In den ersten 18 Jahren wurden 63 verschiedene Opern aufgeführt. Unter denen, deren Werke in Hamburg zu Gehör kamen, befanden sich auch Lully, Händel und die ersten deutschen Opernkomponisten Heinrich Schütz und Reinhard

Jan Miense Molenaer, Familienfest (Ausschnitt) *Phot. F. Bruckmann A.-G., München*

Keiser; der letztere hat allein für Hamburg 107 Opern komponiert. Der Ausstattung wurde große Bedeutung beigelegt, für Bostels Oper Cara Mustapha wurden z. B. 48 Dekorationen gebraucht, denn das szenische Bild fand schon damals oft größeres Interesse als die Musik. So schreibt Misson über die französische Oper, die er 1687 in Amsterdam besucht: es sind weder Maschinen noch reiche Kleider vorhanden und er findet in Venedig, wo nichts zu sehen ist, die Oper so langweilig, daß man mit Ungeduld auf das Ende wartet.

Die Zeitungen In unserem Sinne gab es im 17. Jahrhundert keine Presse. Es gab Zeitungen, aber sie waren nichts als Neuigkeitsträger. für Deutschland galt bei Magistraten die Anschauung, der Stieler 1697 Ausdruck verlieh, »ein Urteil in Zeitungen zu fällen ist ungebührlich«. Deutschland war England und Frankreich in der Entwicklung des Zeitungswesens voraus; während das erste englische Wochenblatt 1622, das erste französische 1631 erschien, wurde die erste deutsche Wochenzeitung schon 1605 in Straßburg herausgegeben. Das erste Blatt, das weitere Verbreitung fand, war die Frankfurter Wochenzeitung, die Egenolf Emmel seit 1615 verlegte. Sie fand schon im folgenden Jahre ein Konkurrenzblatt in den politischen Avisen, di' der Verwalter der Reichspost in Frankfurt am Main herausgab. Im Laufe der Zeit folgten andere, das ganze Jahrhundert hindurch blieb aber noch die Einrichtung der Handschriftlichen Zeitungen bestehen. In Wien, Nürnberg, Hamburg, Frankfurt am Main und in anderen Zentren des Verkehrs hielten sich Zeitungschreiber auf, die alles, was sie von Kaufleuten, Reisenden, Diplomaten an Neuigkeiten erfuhren, sofort durch Briefe an diejenigen weiter verbreiteten, die auf ihre Korrespondenzen abonniert waren. Dem Rat in Nürnberg, wo ein Haupt- und Neuigkeitsmarkt war, haben diese Zeitungschreiber viel Ärger auf den Hals gezogen. In Matthäus Merian, dem in Frankfurt a. M. ansässigen Kupferstecher und Verleger, erkennt die Bilderpresse von heute ihren Ahnherrn. Sein großes Unternehmen des Theatrum Europaeum enthält eine »Außführliche und Warhafftige Beschreibung aller und jeder denckwürdiger Geschichten, so sich hin und wider in der Welt, fürnemblich aber in Europa und Teutschlanden, so wol im Religion- als Prophan-Wesen vom Jahr Christi 1617 biß auff das Jahr 1713 zugetragen haben«. In seinen 21 mäch-

Jan Miense Molenaer, Familiengruppe *Phot. F. Bruckmann A.-G., München*

S. Savery, Französin

tigen Folianten sucht der Chronikschreiber den Ereignissen auf dem Fuße zu folgen und hat so ein Gegenstück zu dem noch wichtigeren Artikel des gleichen Verlages, den berühmten Topographien geschaffen. In diesen Bänden hat Merian alle bedeutenden Orte unseres Vaterlandes abgebildet und in seinen überaus reizvollen Aufnahmen der Nachwelt ein getreues Spiegelbild vom Deutschland des 17. Jahrhunderts hinterlassen. Es ist ein Werk, dem das Ausland kein ähnliches an die Seite zu setzen hat. Da die gedruckten Wochenzeitungen — erst seit 1696 gab es in England Tageszeitungen — sich auf die Berichterstattung von Haupt- und Staatsaktionen beschränkten, so schufen die Gelehrten sich besondere literarische Zeitungen. Seit 1665 erschien das Journal des Savans in Paris, 1668 folgte ihm das in Rom publizierte Giornale de Letterati, 1683 begannen in Deutschland die Acta Eruditorum. Die öffentliche Meinung kam in den Zeitungen nicht zum Ausdruck, sie suchte sich ein anderes Ventil und sprach in Hunderttausenden von Flugschriften und Broschüren zur Allgemeinheit. In Deutschland verschärfte nach der Schlacht am Weißen Berge ein heftiger publizistischer Krieg die Gegensätze der hadernden Parteien. In England rechnet man die Flugschriften-Literatur, die in der Zeit vom Ausbruch des Bürgerkrieges bis zur Restauration Karls II. erschien, auf 36—50 000 Stück. In Frankreich blühte diese Gattung von Literatur besonders zur Zeit der Fronde, in einem Jahr erschienen in Paris allein 900 Pamphlete gegen Mazarin. Sie fanden bei der großen Unbeliebtheit dieses Staatsmannes reißenden Absatz. Der Kardinal war heftig erzürnt, ließ alles konfiszieren, was er erreichen konnte, an-

Flämischer Meister, Bildnis eines Edelmannes
Alte Pinakothek, München

scheinend, um die Lästerschriften zu verbrennen und — verkaufte sie dann unter der Hand zu hohen Preisen! Unter Ludwig XIV. überschwemmte Holland den europäischen Markt mit Spottschriften und Pasquillen; in Paris selbst machte man kurzen Prozeß, Pasquillanten und ihren Verlegern winkte der Galgen.

Vliet, Tabagie

Das 16. Jahrhundert stand unter dem Einflusse Spaniens. Als das 17. Jahrhundert tagte, da stand die Weltmonarchie Karls V. wohl noch unerschüttert da, aber ihre inneren Kräfte waren gelähmt. Die langjährige Regierung Philipps II. hatte durch ihre unheilvolle Sozialpolitik den Wohlstand des Landes vernichtet, so gründlich und so nachhaltig, daß selbst die unermeßlichen Hilfsquellen der Neuen Welt versiegen mußten; wie das Mutterland selbst, wurden auch die Kolonien durch verkehrte Maßnahmen der Verwaltung ruiniert und verödet. Zu dem inneren Verfall traten politische Niederlagen und als Philipp II. kurz vor dem Anbruch des neuen Jahrhunderts die Augen schloß, da würden selbst Männer von ganz anderer Art als sein Sohn und Enkel es waren, den Niedergang nicht mehr haben aufhalten können.

Rembrandt, Martin Day. 1634

Unaufhaltsam erfolgte denn auch der Sturz, der die spanische Monarchie binnen weniger als einem Jahrhundert von dem Range einer Weltmacht zum ohnmächtigen Spielball der Rivalen machte. In dem sozial und politisch immer tiefer sinkenden Staatengebilde erblühten in diesen Jahren des Verfalls Kunst und Poesie. Während Spanien politisch aus dem Rate der Völker ausschied, schenkte es der Menschheit in Cervantes, Calderon, Velazquez, Murillo noch einen unermeßlichen Reichtum. Als Spaniens Handel schon vernichtet, seine Armeen und Flotten so oft geschlagen waren, daß niemand sie

mehr fürchtete, beherrschte es die gesellschaftliche Kultur noch durch seine Mode und seine Anschauungen.

Die spanische Tracht

Die beiden ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts gehören noch ganz der spanischen Tracht. Im dritten beginnt sich der Umschwung anzubahnen, einzelne Stücke der spanischen Mode aber haben mit einer eigentümlichen, ja geradezu unverständlichen Zähigkeit jedem Wechsel der Mode standgehalten und nicht nur Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte überdauert. Die spanische Tracht charakterisiert sich durch enge und durch steife Formen, sie hindert die Beweglichkeit der Glieder und zwingt dem Körper eine unnatürliche Haltung auf. Wams, Ärmel und Beinkleider des Mannes sind wulstig ausgestopft, nur das Bein wird durch den über den halben Oberschenkel hinaufreichenden Strumpf gezeichnet, die übrigen Formen sind versteckt. Entstellender noch ist die weibliche Kleidung, welche die Körperformen auch nicht einmal mehr erraten läßt, so sperrt sie die Trägerin in einen korbartig gestalteten Rock und in ein abgesteiftes und ausgestopftes Wams. Bei beiden Geschlechtern trennt sie das Haupt vom übrigen Körper, indem sie den Hals mit einem Kragen umgibt, dessen große Weite und steife Fasson den Kopf völlig isoliert. Den Oberkörper der Frau deformieren die Eisenstangen der Schnürbrust, gegen deren Schädlichkeit der Schweizer Arzt Felix Platter 1602 vergeblich seine Stimme erhebt. Die tonnenartige Gestalt des Unterkörpers erzielt die Mode durch ein dickes rundes Kissen, das unmittelbar über den Hüften umgebunden dem Rock jene eigentümliche Form gibt, die in der Taille

Rembrandt, Mechtild van Doorn. 1634

F. Bol, Holländerin Phot. Bruckmann

erst wagrecht absteht, um alsbald senkrecht hinabzufallen. Diese Wülste nannte der Volksmund »Weiberspeck«. Sie waren so umfangreich, daß man von der Königin Margarethe von Navarra behauptete, sie trüge in dem ihren die einbalsamierten Köpfe ihrer verstorbenen Liebhaber, um diese teuren Pfänder der Zuneigung ihrem »Herzen« stets nahe zu wissen. Diese merkwürdige Form des Rockes hat sich überaus lange behauptet. Die jungfräuliche Königin Elisabeth von England trug sie ebenso wie die so viel jüngere Maria von Medici und sie hat sich ganz allgemein durchgesetzt. Nicht nur die Staatsroben der Fürstinnen zeigen diesen Schnitt, auch die niederländischen Bürgerfrauen, die wir auf den Genrebildern ihrer Landsleute, auf dem Jahrmarkt, beim Schlittschuhlaufen oder sonstwie beobachten, haben die gleiche tönnchenartige Gestalt. Die spanische Mode war mehr als jede andere eine solche für reiche Leute, denn sie verlangte, um voll zur Geltung zu kommen, nicht nur die Verwendung kostbarer Stoffe, schwerer Seiden und Samte, gold- und silberbroschierter Gewebe, sondern auch den Aufputz durch Schmuck. Mehrfarbige und verschiedene Stoffe wurden übereinander gelegt, der obere dann, um den unteren sichtbar zu machen, geschlitzt, verhackt, gezwickt und die entstandene Öffnung durch ein Juwel wieder geschlossen. So sehen wir die Königin Elisabeth in der berühmten Toilette, die sie sich für den Dankgottesdienst machen ließ, der am 24. November 1588 die Zerstörung der Armada feierte, ganz und gar mit Kleinodien bedeckt. Als Ludwig XIII. und seine Schwestern Christine und Elisabeth am 14. September 1606 getauft wurden, trug Maria von Medici 32000 Perlen und 3000 Diamanten auf ihrer Robe. Der Mercure de France schrieb gelegentlich eines Empfanges, der 1612 im Louvre stattgefunden hatte, die Kleider der Königin von Navarra und der Gräfin von Soissons seien so mit Edelsteinen bedeckt gewesen, daß man den Stoff derselben nicht mehr habe unterscheiden können. Zur Hochzeit der Prinzessin

Elisabeth mit dem Pfalzgrafen Friedrich, dem Winterkönig, ließ sich Lady Arabella Stuart ein Kleid für 1500 £ machen und — wurde trotzdem nicht eingeladen, sondern in den Tower gesperrt.

Ravesteyn, Vorn. Dame. 1635

Die männliche Kleidung erhob den gleichen Anspruch auf kostbare Ausstattung wie jene der Damen. Bei Gelegenheit der Taufe Ludwig XIII. trug der Marschall von Bassompierre einen Anzug von Goldstoff, der mit echten Perlen im Gewicht von 50 Pfund besetzt war. Als der Herzog von Buckingham 1625 zur Hochzeit Karls I. nach Paris reiste, nahm er 27 Anzüge mit, die durch ihren Besatz mit Stickerei, Juwelen, Spitzen usw. so kostbar waren, daß man jeden derselben auf 35000 Francs schätzte. Das Gewand, in dem er der Trauung beiwohnte, war über und über mit Diamanten besetzt und 500000 Francs wert. Ben Jonson behauptete, mancher englische Kavalier setze 400 — 500 Morgen besten Ackers in Putzartikel um. Die Kleider des Königs Siegmund von Polen und seiner Braut, der Erzherzogin Constanze, die 1606 heirateten, kosteten 700000 Taler. Der Hofmarschall, der 1626 die Kurbrandenburgische Prinzessin ihrem Bräutigam Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, zuführte, hatte Kleider im Werte von 50000 Taler bei sich. Prinz Heinrich von Wales gab in einem Jahr für 38 Anzüge von Sammet, Atlas und Seide 2000 £ aus — nach heutigem Geldwert etwa 200000 Mark — und besaß 13 Mäntel, von denen jeder 50 £ gekostet hatte. Im Nachlaß des 1615 verstorbenen Hans Meinhard von Schönberg fanden sich 72 solcher kostbaren Anzüge, in dem seiner Frau 32. Königin Elisabeth von England hinterließ bei ihrem Tode 3000 der kostbarsten Kleider und man versteht, daß das sparsame, zudem ganz aus Männern bestehende englische Parlament verfügte, diese Garderobe müsse der neuen Königin Anna von Schottland vorläufig genügen, sie brauche nicht notwendig neue Toiletten. Um der Verschwendung zu wehren,

die durch den Prunk der Kleidung so außerordentlich gefördert wurde, verbanden sich 1618 in Braunschweig mehrere adlige Familien und verpflichteten sich, daß keiner ihrer Angehörigen ein Stück tragen solle, das mehr als 200 Taler koste.

Die Kröse Das Kleidungsstück, welches die spanische Mode ganz besonders charakterisiert, ist die Halskrause, auf deutsch die Kröse genannt. Sie entstand im Laufe der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, indem sie sich aus dem ganz an den Hals gedrängten Hemdkragen entwickelte, in einer so rasch zunehmenden Größe, daß man bald genug genötigt war, die Löffelstiele zu verlängern, weil Herren und Damen beim Essen sonst nicht mehr hätten den Löffel an den Mund führen können. Das Wesentliche dieses Kragens ist der große Umfang und die brettartige Steifheit. Beide wurden auf verschiedenartige Weise erreicht. Der Stoff, feineres oder gröberes Leinen, ist enger oder weiter röhrenförmig getollt, ein andermal knapp gefaßt und in dichten Falten gereiht, dann wieder in platten Quetschfalten zu vielen Lagen aufeinandergelegt, oder aus mehreren Lagen nur fächerförmig gekniffter flacher Scheiben übereinander angeordnet. Die Mode forderte, daß die Krause ringsum steif abstand, man hat sie deswegen nicht mit Unrecht »Mühlsteinkrause« genannt und da diese Steifheit durch die Häufung des Stoffes allein nicht erzielt werden konnte, mußte man zu anderen Hilfsmitteln greifen. Man legte Draht zwischen die Falten und trug dünne, mit leichtem Stoff bezogene Drahtgestelle als Unterlage der dicken

Callot, Kavaliere und Dame. 1635

Unbek. Meister, Geruch und Geschmack (Aus einer Darstellung der Sinne)
Frhrl. v. Lipperheidesche Kostümbibliothek, Berlin

Abrah. Boße, Putzläden in der Galerie du Palais de Justice

Abrah. Boße, Die Rückkehr von der Taufe

Abrah. Boße, Die Kinderstube

Krösen. Schließlich wurde das Stärken derselben in der Wäsche zu großer Kunst ausgebildet. Anfänglich kannte man nur die bläuliche Reismehlstärke, die am französischen Hofe in großer Gunst stand. Von Heinrich III. weiß man, daß es ihm großes Vergnügen machte, das Stärken der Halskrausen höchstselbst zu besorgen. Dann fand eine gewisse Mrs. Turner das Rezept zu einer Stärke, die statt blau gelb färbte und nun konkurrierten beide Töne miteinander. Es mischte sich sogar ein politisches Element in die Geheimnisse des Waschfasses, indem die blaue Stärke für papistisch, die gelbe für hugenottisch galt. Die gelbe Stärke unterlag, nachdem ihrer glücklichen Erfinderin der Unfall zugestoßen war, im Jahre 1617 Krause und Kopf miteinander zu verlieren. Sie hatte geholfen, Sir Thomas Overbury im Tower zu vergiften. Die eigentlichen Anstifter dieses Mordes, Lord und Lady Somerset, kamen mit der Verbannung auf ihre Güter davon, die arme Mrs. Turner aber mußte das Schafott besteigen und da sie das in einer ihrer berühmten gelbgestärkten Krausen tat, wurden diese von dem Tage an ganz unmodern. Diese Krausen, die nicht nur von dem feinsten Linnen gemacht, sondern oft genug auch um den ganzen Rand herum mit Spitzen besetzt wurden, waren außerordentlich kostspielig und ein französischer Höfling konnte einmal mit Recht von sich sagen: »Ich trage 32 Morgen bestes Weinbergland um den Hals«.

Das spanische Kostüm war ebenso unbequem wie kostspielig und scheint in der Bewegungslosigkeit, zu der es seine Träger verurteilte, eigentlich nur für beschäftigungslose Müßiggänger gemacht. Für Menschen, die arbeiten oder sich viel und heftig bewegen mußten, war es ganz und gar unpraktisch. So beginnt es denn auch zu verschwinden, als nach und nach ganz Europa vom Kriegsfieber ergriffen wird und Deutschland, die Niederlande, Frankreich und England Jahrzehnte hindurch fast ununterbrochen vom Lärm der Waffen ertönen. Soldaten konnten auf die Länge unmöglich Kleider tragen, in denen sie steckten wie die Wurst in der Pelle oder sich Krausen umbinden, die ihnen Genickstarre zuzogen und so beginnt denn zuerst die männliche Kleidung, sich von den Vorschriften der spanischen Mode loszusagen. Schon im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts treten im männlichen Anzug Veränderungen ein, deren Tendenz auf größere Bequemlichkeit und

Abrah. Boße, Der Schuster

Bewegungsfreiheit abzielt. Die Frau hält noch bis zur Mitte der zwanziger Jahre an den Formen und Schnitten der spanischen Mode fest, ja sie trennt sich von der großen Kröse erst etwa ein Menschenalter, nachdem sie der Mann schon ganz und gar abgelegt hat. Die spanische Kleidung verschwindet aber nicht völlig, sie hält sich nicht nur in Spanien selbst, sondern auch in den von ihm politisch abhängenden Ländern. 1682 schildert Veryard die Genuesen in spanischer Tracht und 1688 schreibt Misson aus Neapel: »jedermann geht hier in spanischer Tracht«. Außerdem behauptet sich die spanische Mode auch an anderen Orten, die in ihren Anschauungen rückständig zu sein pflegen, wie an den Höfen, in den Beamten- und Richterstuben und auf der Kanzel. Daniel L'Hermitte aus Antwerpen sah Kaiser Rudolph II. kurz vor dem Tode und bemerkt, daß er sich ganz nach alter Weise kleide. Der Hof der Wiener Habsburger hat für die Zeremonienkleidung an der spanischen Tracht festgehalten, bis mit Franz I. der erste Lothringer den Thron bestieg. Das Patriziat der deutschen Reichsstädte hat Elemente dieser Moden, vor allem die große Krause, noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch bewahrt, in Bremen, Hamburg und Lübeck sie ja bis auf den heutigen Tag in der Amtskleidung konserviert.

Die Herrenkleidung

Im Vergleich mit dem überall Beengten und Gespannten der spanischen Tracht bekommt die Kleidung des Mannes jetzt einen Charakter des Weiten, Hängenden, wenn man will Schlumpigen. Vor allem wird das kugelförmig ausgestopfte kurze Beinkleid, das kaum die Hälfte des Oberschenkels erreichte, lang und sehr weit, es bleibt zwar immer noch unten geschlossen, aber es geht doch jetzt bis zum Knie, unter dem es geschlossen wird. Die Bänder, die diesem Zwecke dienen, ähneln schmalen Schärpen und sind an ihren Enden mit Spitzen besetzt, die lang herabhängen. Der Stoff, den man früher nach der Länge aufzuschlitzen pflegte, bleibt ganz, höchstens, daß man ihn an den Außennähten offen läßt, um die Wäsche sehen zu lassen, in diesem Falle schließt man das Beinkleid am Knie gern durch eine Bandrosette. Die Bekleidung des Oberkörpers bestand bis dahin aus zwei Stücken, dem Ärmelwams und dem Koller, das ärmellos oder nur mit hängenden Zierärmeln über jenes gezogen wurde. Die Schöße,

Abrah. Boße, Das Gehör. Aus einer Folge der fünf Sinne

welche Wams und Koller über die Taille hinaus verlängerten, waren angenestelt, d. h. mit kleinen Schleifchen, die in Metallnadeln endeten, angebunden. Sie bestanden nicht aus einem Stück, sondern aus einzelnen Flügeln, die sich nach unten breiter werdend übereinanderschoben und den Unterleib schützten. Wams und Koller wandeln sich nun sehr allmählich, um in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts als Weste und Rock jene Gestalt anzunehmen, in der die Männerwelt sie noch heute trägt. Vor allem gibt das Wams die Ärmel an das Koller ab, das nun mit langen, nicht mehr apart angesetzten, sondern mit dem Brustteil aus einem Stück geschnittenen Schößen die Form des Rockes erhält. Dieser langschößige Ärmelrock wurde schon früher von den Bauern getragen, er erscheint in der Welt, die sich mit Anspruch auf Eleganz kleidet, im Beginn der dreißiger Jahre des Jahrhunderts. Der Rock, den Tilly bei Breitenfeld trug, ist bis auf unwesentliche Abweichungen im Schnitt schon genau der gleiche, wie ihn etwa 50 Jahre später Ludwig XIV. getragen hat. Dieses Erscheinen ist indessen nur vorübergehend gewesen, wie aber sein erstes Auftreten im Kreise von Soldaten bemerkt wird, so steht auch sein späteres Wiedererscheinen im engsten Zusammenhang mit den Ansprüchen, die das militärische Leben an seine Angehörigen stellt. Die Veränderungen, die das Beinkleid in seiner Form erlitten hat, werden von solchen des Schuhzeugs begleitet, Der niedere Schuh, der zu der engen Strumpfhose der spanischen Tracht gehört, weicht dem Schaftstiefel, der anfänglich bis zum Knie heraufgezogen wurde. Später schob man ihn bis zur Hälfte der Wade hinunter und erweiterte die Stulpe zum Trichter, der mit losen Gamaschen von Linnen oder Batist, am liebsten mit Spitzen ausgefüllt wurde. Mit diesem Ausputz wurde ein großer Luxus getrieben, Cinq-Mars, Ludwigs XIII. unglücklicher Liebling, dem Richelieu 1642 den schönen Kopf vor die Füße legte, hinterließ 300 Paar solcher Spitzengarnituren für Reiterstiefel. Wer den Schuh bevorzugte, besetzte ihn vorn mit Spitzenrosetten, die auch nicht billig waren. In England variierten die Preise in dieser Zeit von 30 Shilling bis 5 £, Peacham erzählt von einem Paar, das 30 £ (heutiger Wert etwa 3000 Mark) gekostet hatte, und einer der Puritaner im Hause der Gemeinen behauptete mit schöner Übertreibung, diese Schuhrosetten

Van Dyck, Frau Leerse — *Alte Pinakothek, München*

Abrah. Boße, Der Aderlaß

Abrah. Boße, Die törichten Jungfrauen, eingeschlafen

Abrah. Boße, Die Unterzeichnung des Ehekontraktes, 1633 — *Miniatur im Kaiser-Friedrich Museum, Berlin*

Abrah. Bosse, Die törichten Jungfrauen, sich zerstreuend

Abrah. Boße, Der Geschmack. Aus einer Folge der fünf Sinne.

Abrah. Boße, Das Gesicht. Aus einer Folge der fünf Sinne

kosteten dem Sohn mehr, als einst dem Vater der ganze Anzug. Die Strümpfe, die man zu dem niederen Schuh trug, waren von Seide und verschiedener Farbe. Der Earl of Rutland besaß 1612 fleischfarbige, grüne, graue, silberne und schwarze Strümpfe.

Diese Veränderung im Aussehen wurde erst dadurch zu einer vollständigen, daß auch Hals und Kopf an ihr teilnahmen, vor allem dadurch, daß die große Kröse verschwindet. Die durch ihren Umfang wie ihre Steifheit gleich unbequeme Kröse war doch wohl so hinderlich, daß sie schon Änderungen unterworfen wird, während die übrigen Bestandteile des spanischen Kostüms noch unangetastet bleiben. Man behält sie wohl noch bei, aber man beginnt sie nicht mehr abzusteifen, sondern ihr dickes Gefältel weich herabfallen zu lassen. Diese bequeme, aber nicht gerade kleidsame Form sieht man auf vielen Bildern jener Zeit. Auf der berühmten Anatomie des Dr. Tulp, die Rembrandt 1632 malte, trägt nur noch einer der Anwesenden die steife, sechs andere dagegen die weiche, ungestärkte Krause. Karl I. von England hatte diese Form seit dem vierten Jahre seiner Regierung angenommen, ohne daß er, wie Evelyn berichtet, Bischöfe und Richter bewegen konnte, ihm in dieser Mode zu folgen. Andere lassen die Kröse ganz beiseite und tragen statt ihrer einen schmalen, über den Kragen des Wamses fallenden Leinenkragen etwa in der Art dessen, den wir heute Stehliegekragen nennen. So ist z. B. der, den Dr. Tulp auf dem Rembrandtschen Bilde umhat; dritte begnügen sich mit dem flach gesteiften aber niedrigen Kragen, wie er ursprünglich nur als Unterlage für die große Kröse getragen wurde. Diese einem Teller ähnliche Form ist da-

Golilla durch sehr bekannt geworden, daß sie in Spanien als »golilla« nicht nur ausschließliche Mode, sondern sogar Vorschrift wurde, seitdem 1623 das Tragen von Spitzen verboten worden war. Die zahlreichen Bildnisse, die Velazquez zwischen 1623 und 1660 von seinem königlichen Herrn gemalt hat, zeigen Philipp IV. mit nur drei Ausnahmen immer in diesem Kragen. Als Karl I. nach Madrid kam, um um die Hand der Infantin Maria anzuhalten, erschien er bei Hofe in der Kröse, die streng verpönt war und empfing erst von der Gräfin Olivarez eine golilla, um vorschriftsmäßig gekleidet zu sein. Sein Begleiter, der Herzog von Buckingham, hat sich alsbald im

Abrah. Boße, Der Hochzeitsabend, 1633

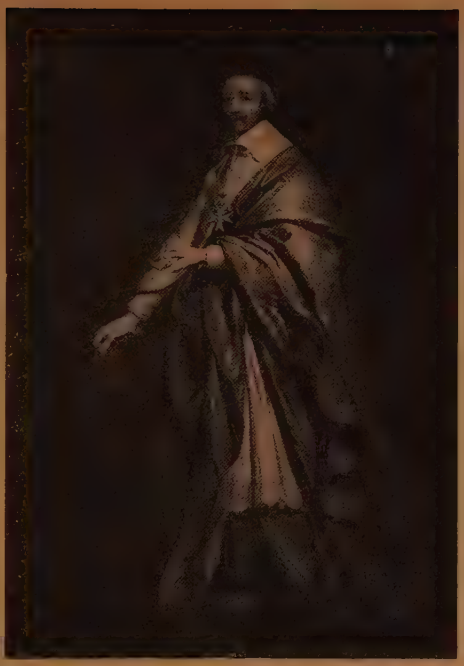
Miniatur im Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

David Teniers, Die Hochzeit des Künstlers

Schmucke der golilla 1625 von Rubens malen lassen. Neben diesen Formen beginnt sich nach und nach der breite weiche Spitzenkragen einzubürgern, wie wir ihn schon auf dem Bilde sehen, das Rubens 1610 von sich und seiner ersten Frau gemalt hat. Dieser prunkvolle Kragen wird so beliebt, daß er alle anderen Formen verdrängt und seit den dreißiger Jahren unumschränkt Mode wird. Bis zu dieser Zeit herrscht auf dem Gebiet des Halskragens geradezu eine Anarchie. In das Stammbuch der Katharina von Canstein haben 1601 zwei Brüder von der Asseburg ihre Porträts gestiftet, Heinrich mit großer Kröse, Johann mit kleinem Stehliegekrägelchen. Auf den Bildern, die Pluvinel von den Reitstunden Ludwigs XIII. gibt, erscheinen der junge König und seine Begleiter bald in der gestärkten, bald in der Fallkröse, manchmal auch in der golilla. Dieselbe Erscheinung bemerkt man auch auf den Kupferstichen, die Girard Thibault in Leyden und die von ihm erteilten Fechtstunden darstellen.

Mit dem Kragen ändern sich naturgemäß Frisur und Hut. Die steife, rückwärts hochstehende Krause hatte den Herren das kurz geschorene Haar geradezu aufgezwungen, mit ihrem Verschwinden fiel auch diese Notwendigkeit; der Fallkragen scheint von nun an das Haar förmlich nachzuziehen. Eine Fülle von Haaren umgibt auf einmal den Kopf der Männer. Bald fliegt es in wilden ungekämmten Strähnen um sie herum, bald ringelt es sich in schön gepflegten Locken, auf der rechten Seite nur bis übers Ohr, auf der linken dagegen lang bis auf die Schulter fallend. Entweder trug man diese Partie in einer langen offenen Locke oder man flocht sie zu einem Zopf oder band das Haar nur zusammen. Man nannte diese Partie des Haares »Cadenettes« nach Honoré d'Albret, Seigneur de Cadenet, einem Bruder des Connétable de Luynes, des Günstlings Ludwigs XIII. Er besaß nicht nur sehr schönes blondes Haar, sondern soll auch der erste gewesen sein, der es in dieser Weise frisierte und daraufkam, bunte Schleifen oder kleine Juwelen hineinzuflechten, die sogenannten faveurs, die ihren eigentlichen Wert erst dadurch erhielten, daß man sie von einer Dame geschenkt bekam. Deutsche Volkslieder, wie sie etwa 1650 niedergeschrieben worden sind, verspotten die jungen Herren, daß sie sich solche Gegenstände kaufen und dann damit renommieren, als hätten sie sie als Liebespfänder

empfangen. Diese kokette Frisur war durchaus nicht nur das Vorrecht jüngér Stutzer, die Bilder des alten Christian IV. zeigen das bärbeißige ehrliche Gesicht des Dänenkönigs mit einem Zöpfchen ums Ohr und einer Perle darin. Den Grafen d'Harcourt, einen Sohn des Hauses Lothringen, nannte man nach seiner Perle nie anders als Cadet La Perle. Die Fülle des Haares war nicht immer natürlich herzustellen und so erscheint etwa gleichzeitig mit dem Spitzenkragen die Perücke. Schon 1615 berichten Reisende aus Paris, daß die Herren auf ihren Köpfen noch einen falschen Kopf trügen, den sie Perücke nennen. Im Jahre 1624 entschloß sich Ludwig XIII., vorzeitig kahl geworden, ebenfalls dazu, die Perücke anzunehmen und seit dieser Zeit ist sie für den Zeitraum zweier Jahrhunderte nicht wieder verschwunden. Die andere Frisur verlangte gebieterisch nach einem anderen Hut und so weicht der kleine hohe und spitze Hut, das Barett der spanischen Mode, dem großen halbweichen Filzhut mit breiter Krempe und langwallender Feder. Man nannte ihn wohl »Respondent«, denn in der verschiedenen Art, wie man die Krempe hinauf- und herabschlagen, ihn aufs Ohr oder ins Gesicht setzen konnte, entsprach er jeder Stimmung, die den Träger gerade erfüllte.



Phillippe de Champaigne, Kardinal Richelieu

Die Perücke

In dieser Art, von Kopf zu Fuß ein ganz anderer geworden, erscheint der Mann etwa um das Jahr 1630, ein Zeitpunkt,

Wenzel Hollar

Wenzel Hollar

den man ungefähr als den des Beginns der Weltmode bezeichnen darf. Von diesem Moment an hört die Willkür auf, nationale und lokale Besonderheiten verschwinden, unerbittlich diktiert von nun an eine Mode ihre Gesetze und lange, ehe das 17. Jahrhundert vorübergerauscht sein wird, hat die gute Gesellschaft aller Länder jede individuelle Regung abgetan und uniformiert sich ängstlich und sehnsüchtig nach französischem Beispiel. Vorwurfsvoll schreibt um diese Zeit Abraham a S. Clara in seiner Weltgallerie: »Gar selten ein Land mit dem andern in der Kleidung übereinstimmt außer von etlichen Jahren her hat die Lutetschische Modi nit ungleich einem Krebsen dergestalten umsich gefressen, daß anjetzo mehrere Nationes von dieser Sucht inficiert gefunden werden.«

Die Damenmode

Mit weit größerer Zähigkeit als die Männerwelt haben die Frauen an dem spanischen Kostüm festgehalten. Sie tragen das gepanzerte Mieder, die riesige Mühlsteinkröse, den steifen Tonnenrock noch, als die Herren sich in ihrem Anzug schon lange von den Vorschriften der spanischen Mode emanzipiert haben. Im Stammbuch der Catharina von Canstein erscheinen die Damen der verwandten Familien Guda v. Heyden, geb. v. Fürstenberg, Margarete v. Canstein, geb. v. Münchhausen, Lucie v. Ditfurth, geb. v. Öynhausen, Margarethe v. Ör, geb. v. Ketteler, Helene v. Schlitz, gen. v. Görtz, geb. v. der Malsburg und andere bis tief in die dreißiger Jahre hinein in der ganzen steifen Tracht eines Kostüms, das Zug um Zug jenem der Königin Elisabeth gleich ist, nicht nur im Schnitt, sondern auch in der Überladung mit Schmuck. Bei dieser Gelegenheit mag denn auch einmal verraten werden, daß die

Abrah. Boße, Der Apotheker am Krankenbette — *Miniatur im Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin*

Juwelen, deren Kostbarkeit und Menge auf Bildern dieser Zeit so oft verblüffend wirkt, den Dargestellten durchaus nicht etwa immer gehört haben. Der Maler hat da ein übriges getan und seinen Modellen einen Reichtum geliehen, von dem sie in Wirklichkeit nichts wußten. Wenn z. B. englische Damen sich malen ließen, so mußten sie 10 Shilling extra bezahlen, wenn sie wünschten, daß der Künstler ihnen eine schöne Perlenschnur um den Hals malen sollte. Lady Sussex schreibt einmal an Lord Verney, daß van Dyck ihr Porträt viel zu reich mit Diamanten geschmückt habe, so viel besäße sie gar nicht.

Rubens, Helene Fourment. 1638

Die erste sehr beträchtliche Änderung der Damentoilette ist der Fortfall des großen Hüftpolsters, wodurch der Fall des Rockes sehr viel gefälliger wird und der Umriß der Gestalt wieder etwas Menschenähnliches erhält. Die Stilisierung der Figur, wie die spanische Mode sie herbeigeführt hatte, weicht dem natürlichen Fluß der Linien. Das Auge, das seit Jahrzehnten daran gewöhnt war, den Hüftumfang der Frau so unmäßig gesteigert zu sehen, verlangte indessen einen Übergang und da die Mode niemals Sprünge macht, sondern sich nur Schritt für Schritt bewegt, so half sie sich, indem sie den Rock anfangs etwa um die Hälfte seiner Höhe ringsum hoch nahm und um die Taille festhakte. Dadurch wurden das Futter und der Unterrock sichtbar, Möglichkeiten, die dem Luxus einen weiten Spielraum gewährten. Man trug damals außer dem Kleid drei Unterröcke verschiedener Farbe, von den Franzosen als der geheime, der bescheidene und der Schäker unterschieden. Die schöne Gabrielle d'Estrées besaß Unterröcke von Goldstoff, blau, rot und grün geblümt, Maria von Medici

van Dyck, George Digby, Graf von Bristol und William Russell, Graf von Bedford

trug solche von weißem Atlas mit grünem Taft gefüttert, oder von gelbem Atlas mit rotseidenem Futter, oder von schwarzem Atlas mit Goldblumen. Die Damen, die wohl oder übel weniger herrliche Stoffe wählen mußten, besetzten ihre Jupons wenigstens mit Spitzen oder Goldtressen. Man begreift, wie ungehalten die Gräfin Ulfeldt sein mußte, als man ihr bei der Überführung in das Kopenhagener Gefängnis ihren seidenen, mit Goldspitzen besetzten Unterrock wegnahm und ihr zum Ersatz einen leinenen gab, der nur mit einem Spitzenmuster bedruckt war. Den größten Luxus mit Unterröcken trieben die spanischen Damen, die zum Erstaunen eleganter Französinnen im Sommer etwa sieben bis acht, im Winter aber zwölf und mehr trugen, sämtliche von kostbaren, schweren Stoffen und reich mit Gold- oder Silberspitzen besetzt. Man veranschlagte sie das Stück zu 5—600 Kronen. Nur der unterste, spanisch »sabenque« genannt, war von Leinen, von diesem aber besaßen die Damen nur einen und mußten im Bett bleiben, wenn er ja einmal gewaschen wurde. Wurde der Rock nicht hochgesteckt, eine Art des Tragens, die Mrs. Earle »Waschfrauenstil« nennt, so öffnete er sich vorn über dem Unterkleid und brachte dieses doch zur Geltung. Dadurch, daß die Absteifung fortfiel und keine Polster mehr getragen wurden, wurde der Rock zugleich länger, lag am Boden auf und entwickelte sich zur Schleppe. Die Spanierinnen, denen es als

Todsünde galt, ihre Füße sehen zu lassen, trugen ihre Kleider von solcher Länge, daß sie darauf treten konnten, eine Kunstfertigkeit, die eigens geübt und anerzogen werden mußte. Mit dem Rock änderte sich auch das Leibchen. Die hochschließende, sehr tief und spitz schnürende Taille der spanischen Mode mit ihren gepolsterten Wülsten und Ärmeln verliert ihre steife Form und verlegt ihren Abschluß an seine natürliche Stelle unter der Brust. Der Halsausschnitt

Gunst nach Van Dyck, Viscount Grandisson

wird sehr tief, mit Kragen von Batist oder Spitzen aber wieder zugedeckt Wenn man nach Beginn der dreißiger Jahre bei Männern noch die große Krause findet, so darf man annehmen, daß es sich um ein Abzeichen des Amtes handelt, bei Frauen begegnet man ihr noch bis in die sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts. Rembrandt z. B. hat nach 1632 nur noch zwei Geistliche und diese in ganz kleinen Krösen gemalt, während er noch 1661 eine Frau mit großer Mühlsteinkrause porträtierte. Ein weibliches Bildnis von Franz Hals in der Städelschen Galerie in Frankfurt a. M. zeigt eine 44 Jahre alte Dame noch 1678 in großer Krause. In diesen Jahren, wo die Krause sozusagen um die

Kneller nach van Dyck Phot. Bruckmann
Königin Henriette Maria von England

Existenz kämpft, nimmt sie nach Höhe und Breite Dimensionen an, mit deren abenteuerlichem Umfang nur die Damenhüte unserer Tage wetteifern können. Ein Frauenporträt van Dycks im Museum in Lille zeigt z. B. eine Kröse von ganz ungewöhnlicher Höhe; die von Rembrandt gemalte Frau van Beresteyn trägt eine Kröse wie ein Wagenrad, sie reicht ihr bis an die Schultern. Ihre Tage waren aber doch vorüber, nur das Alter bleibt ihr noch treu, das am Schnitt der spanischen Mode festhält. Zu dem leichten, natürlichen Sitz, den die Kleidung jetzt annimmt, paßt die steife Kröse ganz und gar nicht mehr, noch weniger zu dem décolleté der Brust, das immer allgemeiner zur Geltung kommt. Bis zu den dreißiger Jahren bleibt noch der um den Hals rückwärts hochstehende Spitzenkragen, den wir Stuartkragen nennen. Er läßt den Hals frei und gibt dem Kopf einen gefälligen Rahmen. Rubens hat z. B. 1617 Jacqueline de Castre, 1620 Gräfin Arundel, 1630 Helene Fourment so gemalt. Isabella Brant 1623, Susanne Fourment 1625 tragen ihn wesentlich niedriger, schließlich legt er sich herunter, den Ausschnitt weich umgebend oder bedeckend. Damen und Herren trugen die gleichen Spitzenkragen, so war es eine feine Galanterie, daß Gustav Adolf auf dem Ball, den ihm die Stadt Augsburg 1632 zu Ehren gab, seinen Kragen abband und Fräulein Jacobine Lauber als der Schönsten verehrte.

Die Eleganz der Taille beruhte auf dem Schnitt der Ärmel, die immer weiter und weiter wurden und in der mannigfaltigsten Weise arrangiert werden konnten. In einem alten englischen Lustspiel der Zeit, dem Mädchen aus der Mühle, sagt ein Schneider zu der Dame: »O Ärmel, Ärmel, ich will die ganze Nacht darüber nachdenken, wie schön ich ihre Ärmel machen werde.« Während der Stoff früher geschlitzt und in mehrere feste

Puffen über dem Arm angeordnet wurde, bauschte man ihn jetzt nur ganz leicht und band ihn am Ellbogen oder am Handgelenk mit Schleifen ab. Solche Ärmel zeigen viele van Dycksche Bildnisse der zwanziger Jahre, z. B. das der Anna Wake, der Madame le Roy und andere. Auch das Haar folgt dem Zuge nach Freiheit und Leichtigkeit. Die spanische Mode hatte es hochtoupiert und in kleinen krausen Locken um Stirn und Schläfen gebrannt; jetzt wird es in der Mitte gescheitelt und fällt zu beiden Seiten in langen Locken herab, während es rückwärts geflochten und auf dem Wirbel zum Nest zusammengelegt wird. Vielfach wird das Haar gepudert, wozu es vorher naß gemacht wird. Dámen und Herren kleben sich auch Schönheitspflästerchen ins Gesicht. Am Berliner Hofe sah Graf Christoph Dohna 1616 die Hofdamen stark geschminkt und mit Pflästerchen beklebt, die sie Lustres nannten. »Ich sah einen Haufen Weiber«, spottet Moscherosch, »die im Gesicht aussahen, als hätten sie sich schröpfen, picken oder hacken lassen, denn an allen Stellen, die sie gern wollten beschaut haben, waren sie mit kleinen schwarzen Pflästerchen und mit runden, langen, breiten, schmalen, spitzen Mücklein, Flöhen und anderen possierlichen, zum Anblick dringenden, zum Zugriff zwingenden Mannsfallen beklebt.« In England scheinen die Schönheitspflästerchen erst später bekannt geworden zu sein, zum ersten Male erwähnt sie Bulwer 1650, er nennt dabei außer Sternen, Halbmonden und anderen Formen auch solche, die eine Kutsche mit zwei Pferden darstellten, welche die Damen auf der Stirn trugen. In England wurden sie auch von Herren getragen.

van Dyck, Königin Henriette Maria von England *Phot. Bruckmann*

Etwa um das Jahr 1610 herum hat sich auch in der Damen-

van Dyck, Gräfin Dorset

mode der Umschwung vollständig vollzogen, die Kleidung ist in all ihren Bestandteilen leicht und fließend geworden, alles Steife an Unterlagen, Polstern usw. ist verschwunden. Der Schnitt der Frauenkleidung hat in dem mäßig weit und glatt herabfallenden Kleiderrock und der kurzen dekolletierten Taille ein hohes Maß von Natürlichkeit und Einfachheit erreicht. In dieser Richtung hat sich die Mode sogar noch eine Zeitlang fortbewegt, vielleicht weil in diesen Jahren der Einfluß der holländer Bürgersfrau sich geltend macht. Holland stand auf der Höhe seiner politischen Macht und eines ungeheuren Reichtums. Aus ihnen erklärt sich der soziale Einfluß, den das Land ausübte von selbst und wenn es einen solchen auch in der Mode geltend machen konnte, so hängt das vielleicht damit zusammen, daß es zwischen 1630 und 1660 an einem Hofe fehlte, der den Ton hätte angeben können. Der Wiener Hof und der Madrider scheiden von selbst aus, da sie an der spanischen Mode nicht nur festhielten, sondern dieselbe in der Frauenkleidung zur vollständigen Karikatur entstellten; am französischen Hofe trug die Königin-Regentin Anna von Österreich Witwentrauer, der Hof von St. James war zerstreut, die Königin und die Prinzen aßen ihr Brot in der Verbannung, so ist es eben kein Wunder, daß die Tracht der reichen und gebildeten holländischen Kaufmannsfrau ein weites Terrain erobert. Der holländische Einfluß macht sich nach der Richtung einer fortschreitenden Vereinfachung geltend, auf ihn ist vor allem die Verhüllung von Hals und Busen zurückzuführen, die mittels breiter, halb durchsichtiger Kragen von feinstem Linnen oder Batist vorgenommen wird. Er tritt auch in der Wahl der Farben hervor, indem mehr und mehr

das Schwarz dominiert. Früher gehörte die Buntheit des Kostüms zur Eleganz, zehn bis zwölf verschiedene Farben an sich zu haben war nichts Ungewöhnliches. »Ein Maler hat nicht soviel Farben auf der Palette, wie ein Franzose in seinem Anzug«, schrieb Marini aus Paris an Kardinal Montalto und der Engländer Thomas Coryat machte 1608 seinen Landsleuten den gleichen Vorwurf. Nun kommen neutrale Töne auf, gebrochene Farben »blaßblau, leichtrot, leichtgrün, halbgelb, halbgrün, Bastardfarben, weil sie halbehrliche Gemüter haben«, sagt Moscherosch grimmig, vor allem schwarz. Wer einmal eine Reihe von Bildnissen des 17. Jahrhunderts betrachtet, dem wird es auffallen, daß die Mehrzahl der Dargestellten schwarz gekleidet ist, gerade als müsse dies Zeitalter, das zwischen zwei so farbenfrohen, wie dem 16. und 18. mitten inne liegt, nach und vor den Orgien der Farbe dem Auge einen Ruhepunkt gewähren. Man wählte immer weniger Farben zu einem Anzuge, so daß man in den Jahren Ludwigs XIV. von der Zeit »als man sich noch farbig kleidete« wie von einer Vergangenheit sprach, auf die sich selbst die ältesten Leute nicht mehr besinnen könnten. Die Holländerin hat auch das praktische und bequeme Kleidungsstück, das wir Matinee zu nennen pflegen, in die Damentoilette eingeführt. Auf den Genrebildern, in denen Mieris, Netscher, van der Neer, Jan Steen, Terborch und andere Szenen aus holländischen Interieurs vorführen, sehen wir die jungen Frauen

Achtervelt, Handzeichnung
K. Kupferstichkabinett, Berlin

Die Herrenmode in der Mitte des Jahrh

Anna Maria von Schurmann, Selbstporträt. 1640

und Mädchen fast ausnahmslos in diesem halben Negligé, das, wenn man den Malern trauen will, meist aus Samt oder Seide mit Pelzbesatz hergestellt worden zu sein scheint. Während die Damenmode sich auf einem Niveau der Vernunft und Zweckmäßigkeit bewegt, gelangt die Herrenmode in der gleichen Zeit zu Extravaganzen, wie sie vor dieser Zeit nur selten, nachher aber nie wieder erreicht worden sind. Die Herrenkleidung, die etwa zwischen 1635 und 1660 Mode war, wird in der läppischen Unzweckmäßigkeit kaum überboten werden können. Aus Koller und Wams war dadurch, daß Ärmel und Schöße an einem Gewand vereinigt wurden, ein neues rockartiges Kleidungsstück entstanden. Die Schöße, früher in Flügel geschnitten, blieben jetzt ganz und wenn noch in der Taille Nesteln angebracht wurden, so geschah es als Zierat. Sobald auf diese Zierde verzichtet wird, die Nesteln fortfallen und die Ärmel nicht mehr aufgeschlitzt werden, ist ein Kleidungsstück fertig, das unserem heutigen Jackett außerordentlich ähnlich sieht. Mehrere der Bildnisse, die van Dyck in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre gemalt hat, z. B. Sir Arthur Goodwin, zeigen diese Jacke schon in der Form, wie sie annähernd noch heute beliebt ist, ja, da wir damals schon in der eleganten Herrenwelt dem engen, fast bis zum Knöchel reichenden Beinkleid begegnen, dürfen wir sagen, unser heutiger Herrenanzug, Hose und Jackett ist schon einmal dagewesen. Allerdings ist er nur sehr flüchtig erschienen, denn diese Jacke ist nicht sobald da, als die Mode mit ihrer immer den Extremen zuneigenden Tendenz sich ihrer bemächtigt und ihre praktische Form zur völligen Sinnlosigkeit entstellt. Nicht nur, daß sie vorn nicht mehr geschlossen wird, sie wird auch verkürzt und verliert die Ärmel etwa zur Hälfte, es wird ein richtiges Kinderjäckchen daraus. Gleichzeitig hat das Beinkleid sich verändert, indem es (aber

Abrah. Boße, Der Ball

Miniatur im Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

Wenzel Hollar, Englische Dame. 1639.

nur für kurze Zeit) enger geworden ist und unten offen bleibt. Die Eleganz beruht nun weniger auf der Kostbarkeit der Stoffe als auf dem Ausputz und der vielen weißen Wäsche. Der Luxus verfeinert sich, denn das Hemd wird nun eins seiner Hauptobjekte. Der

Wenzel Hollar, Englische Dame. 1640

männliche Anzug ließ außerordentlich viel davon sehen, denn da die offene Jacke kaum bis an den Nabel reichte, so war das Hemd nicht nur vorn herunter, sondern auch etwa zwei Handbreit rings um die Taille sichtbar und zeigte auch die weiten Ärmel fast ihrer ganzen Länge nach. Da dies einigen Beaux noch nicht genug war, so kam der hübsche blonde Gaston de Nogaret, Herzog von Candale, auf den Einfall, die Hose bis auf die Hüfte herunterzuschieben; dadurch sah man vom Hemde etwa drei Hände breit Stoff, und die Herren gewannen das Aussehen, als verlören sie gerade ihre Beinkleider. Daß ein Toilettenstück, auf das so viel Wert gelegt wird, auch auf das Kostbarste ausgestattet wird, versteht sich von selbst. Die Herrenhemden waren auf das reichste mit Zwischensätzen, Kragen und Manschetten von Spitzen ausgestattet. Das Inventar des Earl of Rutland zählt 1612 außer 21 glatten 19 mit Spitzen besetzte Hemden auf, die Spitzen besetzten Hemden des König Christian IV. von Dänemark sind noch in Rosenborg zu sehen. Karl I. von England kaufte einmal 1000 Meter Spitzen als Garnitur für 12 Hemden und über 600 Meter als Garnitur für seine Nacht-

Aus dem Fechtbuch des Franc. Alfieri. Padua 1640

hemden ; 1638 kostete in London ein Herrenkragen nicht unter 3—4 £ (300—400 Mark nach heutigem Geldwert). Nicht nur die Hände, auch die Knie wurden mit Spitzen umgeben; diese Kniemanschetten, in Frankreich »Canons« genannt, konnten das Paar bis zu 7000 Livres kosten. Am französischen Hofe, schrieb Herr von Alquié, sei es gar nichts Ungewöhnliches, wenn Herren für eine Garnitur, bestehend aus Kragen, Manschetten und Canons 13000 Taler bezahlten. Zu dem Ausputz mit Spitzen tritt seit Mitte der dreißiger Jahre, wahrscheinlich veranlaßt durch die französischen Gesetze von 1633 und 1634, welche Gold- und Silberstickereien verboten, der Ausputz *Fänder* mit Band. Das weitgewordene Beinkleid wurde am Knie mit Bandschluppen abgeschlossen und mit ebensolchen um die Taille, sowie von der Taille an spitz zwischen die Schenkel hinunter besetzt. Auch das Jäckchen ging nicht leer aus, man trug Bänder, wo immer sie nur Platz fanden, so daß Michel de Marolles zu einem Herrenanzug 300 Ellen Band rechnete, wenig genug, wenn um 1656 von einem nach der Mode Gekleideten verlangt wurde, daß er 5—600 Bandschluppen an sich haben müsse. Eine sächsische Polizeiordnung von 1661 konstatiert, daß 200 und mehr Ellen Seidenband ein gewöhnlicher Besatz sei und möchte in Zukunft Adeligen 50 Ellen, Bürgern 30 Ellen, gemeinen Leuten aber nur 10—15 Ellen Taftband vergönnen. »Sie haben so viel Band um sich«, schreibt Sir John Evelyn, »als hätten sie sechs Läden ausgekauft und zwanzig Maibäume geplündert« und Moscherosch spottet im Schergenteuffel: »und möchte mancher meinen, er sehe einen

Barthol. Witlig, Abendgesellschaft, 1640

Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Kramgaden aufgetan, so mit mancherlei Nesteln, Bändeln Zweifelstricken, Schlupfen sind sie an Hosen und Wams verändert, verstellt, behäncket, beschläncket, beknöpft und beladen.«

Die »Rhingrave«

Um Mitte des Jahrhunderts wird ein Beinkleid Mode, das sich in seinem Schnitt durchaus nicht von einem Unterrock unterscheidet, es ist die sogenannte »Rhingrave«. Diese Form stammt aus Holland und wurde große Mode, seit ein Wild- und Rheingraf Salm sie in Paris getragen hatte. Sie bestand wirklich aus einem etwa 20—30 Ellen Stoff fassenden kurzen ungeteilten Röckchen, das am Knie aufhörte. 1658 hat sie der Engländer Randle Holmes zum erstenmal als Unterrockhose (Petticoat breeches) beschrieben, sie muß sich aber sehr schnell verbreitet haben, denn 1662 verbietet sie eine Kleiderordnung der Stadt Dresden schon den Handwerksgesellen und 1663 hat der Pastor Ouw in Flensburg eine donnernde Philippika von der Kanzel gegen sie gehalten. Zuerst erscheint die Rhingrave als Kavalierskleidung auf den Bildern, die der Fechtmeister der Universität Leyden Girard Thibault 1628 von seinem Fechtboden herausgab. 1680 war sie bereits passé de mode, denn Liselotte, die sich einmal erklärt hatte: »Rhingraven stehen Leuten, so schöne Taillen haben sehr wohl«, bemerkt, der Markgraf von Ansbach habe sich in Versailles lächerlich gemacht, weil er in Rhingraven erschienen sei. 1682 spricht ihnen der Mercure de France das endgültige Todesurteil: »Canons und Rhingraves sind unmöglich.« Immerhin war diese Röckchenhose doch fast 30 Jahre hindurch das von der eleganten Herrenwelt bevorzugte Kleidungsstück gewesen und ebenso reich mit Bändern besetzt worden, wie der geteilte Schnitt. Dieses Kostüm, das sich in seinem Schnitt dem weiblichen schon fast unerlaubt weit näherte, fand bei den Damen denn auch so viel Beifall, daß sie sich gern darin zeigten. Im Buckingham Palast hängt z. B. ein Bild der Herzogin von Richmond in Rhingraves. Die Herzogin von Portsmouth ließ sich 1672 einen Männeranzug machen, dessen spezifizierte Rechnung sich erhalten hat. Der Schneider brauchte 10 Ellen taubengrauen Seidenbrokat und zum Besatz der Rhingrave 108 Ellen rotes Seidenband, 22 Ellen Silberspitze und 6 Dutzend silberne Knöpfe. Kostenpunkt 59 £ (heute etwa 6000 Mark). Der Luxus im Ausputz wird durchaus sinnlos. Der Herzog

van Dyck, Prinz Wilhelm von Oranien und seine Braut Henriette Maria Stuart. 1641 — *Phot. Bruckmann*

Friedrich von Schomberg ließ sich einmal zwei Anzüge machen, einen von Samt und einen von Tuch, die so reich bestickt waren, daß man vom Stoff nur noch einen Finger breit sah, auf diesen Raum aber wurden Spitzen gesetzt. Sir John Evelyn sah am 7. September 1651 den Zug Ludwigs XIV. ins Parlament. »Der König sah aus wie ein junger Gott«, schreibt er, »sein Gewand so mit Stickerei bedeckt, daß man von Stoff nichts mehr sah.« Lady Fanshawe beschreibt den Anzug, in dem ihr Mann als Gesandter Karls II. seine Antrittsaudienz bei König Philipp IV. von Spanien nahm: er trug dunklen Brokat, in neun Reihen mit Silber- und Goldspitze besetzt, so

Rembrandt, Bildnis, 1639 *Phot. Bruckmann*

breit wie eine Hand, zwischen dieser saßen schmälere Streifen ebensolcher Spitzen, die Einfassung bestand aus rotem Taffetband. Dazu trug er lange rotseidene Strümpfe mit weißseidenen lockeren Gamaschen, an dem Hutband ein Juwel von 1200 £ und dazu eine goldene Kette mit des Königs Bildnis in Diamanten für 300 £.

Die Franzosen nannten die Bandschluppen der Herrentoilette »galants« und das Drum und Dran des Ausputzes: »Gänseklein«. 1677 war Herr de la Basinière stolz darauf, 250 Ellen Band in sein Gänseklein verarbeitet zu haben.

Die Perücke

Dieses merkwürdige Kostüm wurde vervollständigt durch Schuhe und Perücke. Die Mode, die unbedingt langes Haar von den Herren erforderte, zwang auch den Sonnenkönig dazu, die Perücke anzunehmen, als sein schönes, langes, blondes Haar sich zu verlieren begann. Ludwig XIV. hat sich lange gegen sie gesträubt und erst 1673, im Alter von 35 Jahren, zu ihr gegriffen. Sanktioniert war sie, seit der König im Jahre 1655 auf einen Schlag 48 Hofperückiers ernannt und 1656 die erste Pariser Innung begründet hatte. Man trug sie in den ersten Jahrzehnten zwar in langen Locken, auf dem Kopf aber flach, jüngere Herren gaben dem rundfrisierten Pudelkopf den Vorzug. Die Lieblingsfarbe war blond, denn sie sollte den Männern das Aussehen von Löwen gewähren. Eine blonde Perücke von Menschenhaar kostete gegen 2—3000 Francs, später mußte man bei dem ungeheuren Bedarf nicht nur zu Ziegen- und Pferdehaar greifen, sondern zu allerhand Bezugsquellen seine Zuflucht nehmen, die dem Träger nicht gerade angenehm sein konnten. So mag Samuel Pepys 1665 seine neuen Perücken nicht aufsetzen, weil er fürchtet, ihr Haar möchte von Leuten herstammen, die an der Pest gestorben sind. Die graue gepuderte Perücke gehört erst dem 18. Jahrhundert an und erscheint nicht vor dem Jahre 1700. Das lang um den Hals und

auf die Schultern fallende Haar drängte dem Spitzenkragen eine andere Form auf, da es ihn ja ganz verdeckte. Seit den fünfziger Jahren tritt eine Fasson auf, die um den Hals herum schmäler ist, dagegen auf die Brust in langen Enden herabhängt; es ist die Krawatte, die ihren Namen von dem seit 1636 in Diensten der französischen Krone stehenden Regiment Kroaten entlehnt haben soll. 1656 wird sie von Blount zum ersten Male beschrieben, auf Rembrandts berühmten Bild der Tuchhändler, das 1651 gemalt wurde, kann man das Entstehen dieser neuen Kragenform genau beobachten. Am 19. Oktober 1662 kaufte Samuel Pepys in London zwei Spitzenkrawatten, eine für seine Frau um 45 Shilling, eine für sich um das Doppelte. Diese Preise waren mäßig genug, denn Karl II. bezahlte die seinen mit 20 £, Jakob II. aber mit 29—36 £.

Rembrandt, *Phot. Bruckmann*
Elisabeth Jacobsz Bas. 1642

Der Reitstiefel mit seiner weiten spitzengefüllten Stulpe, der sich auch für den Salon durchgesetzt hatte, weicht mit der Zeit dem Schuh. Im Jahre 1660 machte Nikolas Lestrange, ein Schuster in Bordeaux, ein Paar Schuhe, die er Ludwig XIV. als Hochzeitsgeschenk überreichte. Sie waren vorn breit, hatten hohe rote Absätze und trugen auf dem Spann Schleifen von 40 cm Breite, die an ihren Enden mit kleineren Schleifen besetzt, in der Mitte aber durch Bandrosetten befestigt waren. Der König war von diesem Modell entzückt, überschüttete den erfinderischen Mann mit Gnadenbezeugungen aller Art und erklärte, nie mehr Schuhe von anderer Form anlegen zu wollen.

Stellt man sich einen Augenblick einen Mann vor, der nach der Mode des jugendlichen Ludwig XIV. gekleidet ist: in einem Jäckchen von unzureichender Länge, unter dem überall das Hemd hervorbauscht, in einem Unterröckchen statt der Hose, an allen Orten besetzt mit Spitzen und behängt mit Bändern, mit Spitzenkragen, Spitzenmanschetten um Hände

Wenzel Hollar, Engländerin im Frühling, 1644

und Waden, mit falschen blonden Locken, schlumpenden Doppelstrümpfen usw., so wird man Quicherat recht geben, der sagt: Für ein beständig in Kriege verwickeltes Geschlecht war dieser Anzug merkwürdig weibisch. Und wirklich sind es denn auch die kriegerischen Zeiten gewesen, welche zu einer Vereinfachung des männlichen Anzuges geführt haben. Wir haben schon in dem Rock Tillys einen Schnitt kennen gelernt, der praktischen Bedürfnissen Rechnung trug und wie die Rhingrave, ursprünglich ein Kleidungsstück holländischer Landleute, in die große Welt lanciert, Mode wurde, so ist auch dieser Rock des deutschen Bauers mit dem Umweg über den Soldaten nicht nur Mode, sondern mit der Zeit sogar Tracht geworden. Die Kriege, welche Jahrzehnte hindurch Deutschland, England und Frankreich in Atem hielten, zwangen der beteiligten Männerwelt mit Naturnotwendigkeit einen Anzug auf, der sich von dem effeminierten Kostüm der Stutzer wesentlich unterscheiden mußte. Die Reaktion gegen den läppischen Schnitt und den Tand der Kavalierskleidung hat denn auch in dem Augenblick eingesetzt, als Verschwendung und Prunk der Mode auf ihrer Höhe waren. Sie ging von England aus, wo sie zum Ausdruck politischer und religiöser Überzeugungen diente und Tracht und Aussehen der »Rundköpfe« von denen der »Kavaliere« ebenso unterschied, wie die Anschauungen beider. Die Frivolität der höfischen Sitten empörte die Puritaner nicht weniger als die Willkürmaßregeln der Regierung und um sich von dem verhaßten Monarchen, seinen Höflingen und Anhängern zu unterscheiden, kleideten sich die Sittenstrengen so einfach und so unauffällig wie möglich. Schnitt und Farbe wurden dunkel und unansehnlich, selbst mit Absicht vernachlässigt. So erinnerte sich z. B. Sir Philipp Warwick im Jahre 1640 Cromwell mit schmutziger Wäsche und Blutflecken auf dem Kragen gesehen zu haben, in so ordi-

Van Dyck, Maria Louise de Tassis
Liechtenstein-Galerie, Wien

nären Kleidern, als seien sie von einem schlechten Dorfschneider gemacht worden. Trugen die Kavaliere lange Locken in sorgfältigen Frisuren, so schnitten sich die Puritaner die Haare ab. Unter andern affektierten Gewohnheiten der Puritaner, erzählt Mrs. Lucy Hutchinson im Leben ihres Mannes, hatten sie den Gebrauch, sich das Haar rund um den Kopf abzuschneiden, was sehr lächerlich war und ihnen den Spottnamen Rundköpfe zuzog. Das dauerte so lange sich die Partei in der Opposition befand; als Cromwell Lordprotektor war, nahm er, seine Familie und seine Umgebung die höfische Kleidung an. Bei der Antrittsaudienz des spanischen Gesandten erschien sein Adjutant Harrison in einem feuerfarbenen Rock, so mit Spitzen und Bändern verbrämt, daß man von dem Stoffe nichts sah. Samuel Pepys, in streng puritanischen Grundsätzen erzogen, bemerkt, daß er am 10. Juli 1659 zum ersten Male im Leben seidene Kleider angelegt habe; dann aber marschiert die Eitelkeit auch mit Siebenmeilenstiefeln mit ihm davon und die Anschaffungen kostbarer Kleider, Spitzen und Perücken drängen sich nur so.

Wenzel Hollar, Engländerin im Winter, 1644

Die Herrenmode am Ende des Jahrh.

In Frankreich richtete sich jedermann nach dem jungen, schönen und liebenswürdigen Monarchen. Ludwig XIV. hat sich niemals selbst so weit herabgelassen, Moden zu kreieren, er überließ das unbedeutenden Subjekten. Erst gab ein reicher Finanzier, Herr von Montauron, den Ton an, nachdem dieser sich ruiniert, übernahm der Herzog von Candale diese Rolle, schließlich fiel sie Monsieur Langlée zu, einer Persönlichkeit von zweifelhafter Abstammung und noch zweifelhafteren Subsistenzmitteln, aber bei Hofe geduldet. Ihm fiel die Rolle zu, die Mode zu machen, aber doch wurde erst das, was der König dann für sich annahm, wirklich Mode. Ludwig weilte oft und lange beim Heere, um den Ruhm der Siege und Eroberungen seiner Feldherren für seine Person zu ernten. Er kam stets mit großem Gefolge, unter dem die Damen nicht

Wenzel Hollar. 1645

Wenzel Hollar, Bürgerfrau aus Antwerpen. 1643

fehlten. Jede, erzählt der savoyische Gesandte, Marquis de St. Maurice, nahm wenigstens fünf bis sechs Roben mit, keine unter 3—4000 Mark wert, der König selbst aber konnte schicklicherweise doch nicht gut anders gekleidet sein, als seine Soldaten auch. So kommt der soldatische Rock zu Ehren, den Ludwig XIV. dann auch beibehielt, als er aus dem Felde wieder an den Hof zurückgekehrt war. Eine der bedeutendsten Veränderungen im Schnitt desselben wird direkt auf den König zurückgeführt. Er erklärte nämlich, als der Hof im Jahre 1665 für den verstorbenen Schwiegervater des Königs, Philipp IV. von Spanien, Trauer anlegte er werde nach abgelegter Trauer die geschlitzten Ärmel, die den ganzen Hemdärmel sehen ließen, nicht wieder annehmen. Seitdem blieb der Ärmel ganz und der Rock zeigt auch schon um Mitte der sechziger Jahre die leicht eingezogene Taille, die er dann lange beibehalten hat. Um 1680 etwa hat der Rock für den männlichen Anzug die Bedeutung als Hauptstück erlangt, die ihm dann verblieben ist. Er reicht bis zum Knie und verdeckt nicht nur das Beinkleid, sondern auch die Weste, in die das ehemalige Wams sich verwandelt hat. Das Beinkleid wird sogar völlig unsichtbar, seit der lange Wadenstrumpf über das Knie heraufgezogen wird. Der männliche Anzug ist dadurch weniger kompliziert, aber trotzdem nicht einfacher geworden. Der Rock ist zwar vorn geschlossen, aber seine Flächen bieten für den Ausputz mit Stickerei genügenden Raum, ebenso wie die am Ellenbogen weit zurückgeschlagenen Ärmel Platz für die Spitzenmanschetten lassen. Stickereien waren in Frankreich zwar verboten, der König behielt aber sich und seinen Günstlingen das Recht vor, dieselben doch zu tragen, in-

Wenzel Hollar, Edelfrau aus Antwerpen. 1647

Wenzel Hollar. Die Frau des Lordmayor von London. 1646

dem er 1662 die Einrichtung des »Justaucorps à brevet« schuf. Wer ein solches brevet besaß, hatte die Erlaubnis, einen blauen rotgefütterten Rock zu tragen, der über und über mit Gold und Silber bestickt war. Dieser Rock verlieh das Recht, den König auch ohne spezielle Einladung überallhin zu begleiten. Da die Zahl der Begünstigten sehr beschränkt war — man spricht von 60 — so gab es für einen französischen Hofmann von nun an keinen größeren Ehrgeiz, als unter die Zahl dieser Bevorrechteten aufgenommen zu werden. Es mag uns lächerlich erscheinen, aber August von Heyden hat ganz recht, wenn er glaubt, daß ähnliche Ehrungen heute noch mit derselben Leidenschaft würden umworben werden. In diesen Stickereien konnte ein ausschweifender Luxus entfaltet werden. Frau von Sévigné beschreibt z. B. den Rock, den der Prince de Conti bei seiner Vermählung trug, er bestand aus einem strohfarbenen Brokat, dessen schwarzes Sammetmuster ganz und gar mit Diamanten ausgestickt war; bei der Hochzeit des Duc de Bourgogne sah man Herren in Röcken von Goldbrokat, die in Gold gestickt waren. Der Bandschmuck flüchtete sich in die Schlei-

Wenzel Hollar, Muffe aus Pelz und Brokat. 1647

fen, mit denen man am Hals die Krawatten schloß und in die langen Schleifen auf der Schulter. Sie kommen seit etwa 1690 außer Mode, Spitzenkrawatten und Manschetten aber bleiben; eine Garnitur von solchen für Herren war nach dem Mercure de France von 1681 schon für 50 Louisdor zu haben. Spitzen sind sogar den Offizieren im Felde unentbehrlich, wovon der Marquis de Dangeau ein nettes Geschichtchen aus dem Jahre 1690 erzählt. Die Offiziere der von den Spaniern eingeschlossenen französischen Armee hatten ihre Spitzen verbraucht und baten den Kommandierenden des spanischen Heeres, Marquès de Castañaga, ob er nicht einige Spitzenhändler durch die Vorposten lassen wolle, damit sie Gelegenheit fänden, sich neu zu equipieren. Der spanische General willfahrte diesem Wunsche auf der Stelle und die Franzosen wählten sich für etwa zehntausend Taler Spitzen aus. Als sie aber bezahlen wollten, nahmen die Verkäufer kein Geld an, Herr von Castañaga hatte alles bezahlt.

Schmuck Im Anfang des Jahrhunderts trugen die Herren vielen Schmuck, Hans Meinhard von Schönberg, der 1615 starb, hinterließ Schmuckstücke im Werte vieler tausend Taler. Im Stammbuch Katharinas von Canstein sieht man nicht nur junge Leute mit Armbändern, sondern selbst Sechzigjährige, wie den Domkämmerer von Hanxleben in Paderborn. Der große Sully trennte sich bis zum Tode 1641 nicht von seinen Armbändern. Auch Shakespeare dürfen wir uns mit Armbändern und Ohrringen vorstellen. Endymion Porter trug, während er der englischen Gesandtschaft in Madrid angehörte, das Diamantkollier seiner Frau als Hutband, der Londoner Kaufmann Marmaduke Rawdon trug ein Hutband von Smaragden, der Gouverneur von Virginia Yardley beauftragte 1650 seine Freundin Susan Moseley, ihm im Haag ein Hutband zu kaufen und ermächtigte sie, 1000 Dukaten dafür auszugeben. Am Schlusse dieses Zeitraumes sind in der Kleidung des eleganten Herrn Ringe, Ketten, Armbänder, Hutschnüre verschwunden, die Ketten bleiben den Magistraten als Amtsabzeichen, der Diamantschmuck der großen Staatsaktion vorbehalten. So trug z. B. Ludwig XIV. 1669 bei der Audienz des türkischen Gesandten für 14 Millionen Edelsteine an seinem Anzug, die Knöpfe des goldstoffenen Kostüms, das Kaiser Leopold 1665 zur Hochzeit mit der Infantin Margarete anlegte, bestanden jeder aus 9 großen Diamanten.

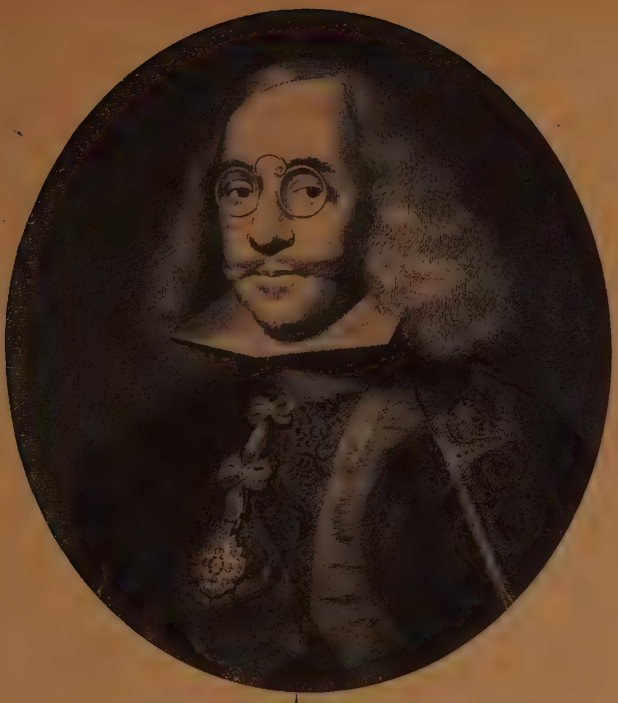
Gerhard Terborch, Ankunft des holländ. Gesandten in Münster

Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Art des Gonzalez Coques, Tanzgesellschaft *Phot. Bruckmann*
Innenseite eines Spinett-Deckels im K. Kunstgewerbe-Museum, Berlin

Die Damenmode in der zweiten Hälfte des Jahrh.

Der Anzug der Dame, der unter holländischem Einfluß den Charakter einer gewissen Schlichtheit angenommen hafte, wurde, seit ihn das Beispiel des französischen Hofes bestimmte, reicher und prächtiger. Vor allem fiel jede Verhüllung des Dekolleté fort, die Palatinen von Tüll, die großen Spitzenkragen werden unmodern. 1660 hatte sich Lady Lambert noch sieben Spitzenkragen, jeden zu 50 £, gekauft, einige Jahre später hätte sie dieselben schon nicht mehr gebraucht; man trug den Hals jetzt frei und faßte den Ausschnitt nur mit einer schmalen Spitze ein. Dafür wurde die Ausstattung der Ärmel reicher an Spitzen, indem der enge, nur bis zum Ellbogen reichende Ärmel in einem kleidsamen, breiten und vollen Spitzengeriesel aufhörte. Der tiefe Ausschnitt schob den Taillenschluß weiter nach unten und ließ ihn in scharfer Spitze ausgehen. Der Rock, der um die Mitte des Jahrhunderts glatt herabfiel, sich höchstens in einem schmalen Dreieck vorn öffnete, wird nun gehoben, so daß das Unterkleid voll zur Geltung kommt. Der obere Rock wird in schönen Falten rückwärts an der Taille gebauscht und fließt dann in langer Schleppe hinten nach. Das Sichtbarwerden des unteren Rockes begleitet die Taille, die sich vorn über anderem Stoff öffnet und dann diesen dreieckigen Ausschnitt mit Spangen und Schnüren wieder zusammenzieht. Dieses dreieckige Devant der Taille wird zum »Stecker«, da es der Bequemlichkeit wegen als Einzelstück gefertigt und wirklich nur eingesteckt wird, als solches hat es sich ja in der Volkstracht bis heute gehalten. Das Dekolleté von Hals und Brust in der weiblichen Kleidung, die das siebzehnte Jahrhundert durchsetzte, indem es mit bescheidener Öffnung und durchsichtiger Bedeckung begann, um allmählich zu vollständiger Entblößung dieser Teile fortzuschreiten, hat nicht ohne heftigen Widerspruch vor sich



P. Simon, Antonio Alvarez d'Avila, Vizekönig von Neapel

gehen können. Sittenrichter und Satiriker haben sich um die Wette entrüstet und die Magistrate zu scharfem Einschreiten aufgehetzt. 1634, 1637, 1640 verbietet Leipzig »die allzu tief ausgeschnittenen Leibgen, dadurch die Hälse und Oberteil des Leibes nicht ohne Ärgernis, Übelstand und Frechheit gänzlich entblößt gesehen werden«, 1662 untersagt der Rat in Braunschweig Frauen und Jungfrauen »die ärgerlich und schändlich entblößten Brüste, ob sie gleich dieselben mit einem durchsichtigen, dünnen Flor zum Schein überdeckt haben«. Von Ludwig XIII. erzählt man, er habe einst einer allzutief dekolletierten Dame einen ganzen Mund voll Wein in den Ausschnitt gespuckt. So wenig wie dieser plumpe Streich die eleganten Französinnen davon abhielt, Hals und Brust sehen zu lassen, so wenig haben auch die Verbote der Magistrate die Mode aufhalten können, am Ende des Jahrhunderts gibt es

Gonzales Coques, Gelehrter und Frau

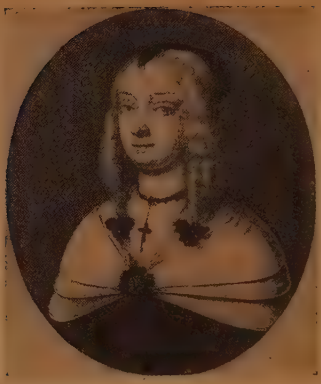
keine hohen Kleider mehr. Selbst die Spanierinnen, die sich doch im übrigen von der französischen Mode emanzipieren, haben das Dekolleté angenommen, allerdings in echt spanischer Weise. Da ein voll entwickelter weiblicher Busen in Spanien für häßlich und unanständig galt, so ließ man es sich angelegen sein, der Entfaltung desselben von früher Jugend an vorzubeugen. Die kleinen Mädchen schon mußten Bleiplatten auf diesen Stellen tragen, bis sie anstatt lieblicher Rundungen Löcher aufwiesen. Da sie nun vorn nichts zu zeigen hatten, was des Anschauens wert gewesen wäre, dekolletierten die Spanierinnen dafür ihren Rücken! Man kann sich vorstellen, wie entsetzt eine so elegante Französin, wie Frau von Motteville, sein mußte, als sie 1660 bei der Zusammenkunft der beiden Höfe die spanischen Damen in diesem Aufzuge sah. Auch Ludwig XIV. äußerte sich zum Marschall Turenne und zum Prince de Conti etwas betreten über die Reize seiner jugendlichen Braut, nachdem er sie in ihrem entsetzlichen spanischen Putz gesehen hatte. »Monströs« nennt Sir John Evelyn am 30. Mai 1662 die Gemahlin Karls II. und ihr portugiesisches Gefolge.

Da man vom Kleid stets zwei Röcke sah und eine Schleppe um so besser fällt, je schwerer sie ist, so sind Samt- und Seidenstoffe für den oberen Rock, in Frankreich Manteau ge-

Franz Hals, Bildnis
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

Pieter de Hooch, Gesellschaft

nannt, und reiche Garnituren und Stickereien für die Taille und den unteren Rock modern. Für den Stecker bevorzugt man Gold- und Silberstoffe, da nicht jede in der Lage war, sich ganze Kleider aus drap d'or oder drap d'argent machen zu lassen. Nur Fürsten konnten sich das leisten oder Leute, die ihren Unterhalt am Spieltisch gewannen, wie Monsieur de Langlée. Ganz begeistert berichtet Frau von Sévigné ihrer Tochter, welche Aufmerksamkeit dieser einmal Frau von Montespan erweist. Er bestach ihren Schneider, damit er eine Robe, die zu einem großen Hoffest bestellt war, so verschneiden solle, daß sie auf keinen Fall angezogen werden könne und als die erwartete große Szene von Wut und Verzweiflung bei der Dame eintritt, läßt er ihr eine andere tadellos sitzende Robe von Goldstoff überreichen, über und über in verschiedenen Tönen von Gold gestickt. »Göttlich schön« nennt sie die liebenswürdige Briefschreiberin. Sehr bequem können die schweren Roben nicht gewesen sein. 1679 schreibt die Herzogin Sophie von Hannover, die Königin von Frankreich sei in ihren Bewegungen ziemlich behindert gewesen, da die Stickerei ihren Rock schwerer gemacht habe, als eine Pferdeschabracke. Das Brautkleid der Prinzessin Dorothea Sophie von Brandenburg, die 1701 heiratete, wog einen Zentner,



Wenzel Hollar. 1648

was die Braut, wie Herr von Besser meint, leicht ermüdete. Spitzen blieben dabei die große Mode, zumal seit 1660 schwarze Spitzen in Frankreich eingeführt wurden. Man machte ganze Kleider aus ihnen, Frau von Sévigné schreibt 1676 entzückt von solchen robes transparentes, die über Gold- oder Silberbrokat getragen wurden. Der gute Samuel Pepys begeistert sich an Mrs. Stewart, die 1660 in schwarzen und weißen Spitzen erscheint. 1672 schrieb der Hofmeister Leo, der einen jungen Herrn von Lüttichau auf der großen Tour begleitete, aus Paris und Saumur Modebriefe an Frau von Schleinitz, eine Tante seines Zöglings: »Die Leibchen oder Schnürmieder«, schreibt er, »können auf weißem, braunem oder anderem Taffet mit schwarzen, braunen oder anderen Farben und Blumen bestickt werden. Ganz Schwarz auf Weiß steht gar schön und ehrbar, wenn man einen weißen oder silberfarbenen Rock dazu trägt. Die Unterröcke werden über und über in der Länge oder Höhe mit Spitzen gebrämet.« Ein andermal erwähnt er Unterröcke von Scharlach mit weißen Spitzen über und über besetzt. Dieses Scharlach oder Ziegelrot spielt im 17. Jahrhundert neben dem Schwarz eine große Rolle. Herren wie Damen trugen selbst zu ganz schwarzen Kleidern feuerfarbene Bänder oder kleideten sich und ihre Kinder in leuchtend rote Stoffe. Als der Gouverneur von Virginia, Winthrop, 1633 eine größere Bestellung von Tuch in England macht, erhält er nur rotes, da sein Korrespondent keine andere Farbe auftreiben konnte.

Namen Neben den schweren Brokat- und Seidenstoffen kommen leichtere Gewebe auf, Seide mit wollenem Einschlag, Kamlott genannt, Seide mit Baumwolle, Ferrandine oder Bombasin genannt; unter Tobin verstand man einen moirierten Taft, Karteck war ein leichter Futterstoff aus Seide. Ein dünner Stoff aus Seide und Baumwolle von grauer Farbe wurde in Frankreich Grisette genannt. Da er von den Frauen der un-

Bolswert, Gesellschaft

Wenzel Hollar. 1648

teren Stände besonders bevorzugt wurde, hat er seinen Namen schließlich zur Bezeichnung einer gewissen niederen Klasse von Frauen leichter Sitten hergeben müssen. In den Namen, die sie den Modefarben beilegten, entwickelten die Pariser Händler schon im Anfang des 17. Jahrhunderts dieselbe ausschweifende Phantasie, die sie noch am Ende des 18. dokumentieren. Bereits Agrippa d'Aubigné kennt die Nuancen: »Nönnchenbauch«, »Lustige Witwe«, »Kranker Spanier«, »VergifteterAffe«, »Kindersch ....«, »Verstopfte«, »Pockenfarbe« und andere geistreiche Bezeichnungen für die verschiedenen Töne einer auf der Skala gelb, grün, grau herumschwankenden Mode. Das zärtliche Gefühl für die Mode und ihre Spielereien, welches den Franzosen eignet, hat sich nicht damit begnügt, Farben und Stoffe in sorgfältig ausgearbeiteter Nomenklatur zu differenzieren, es erteilte auch jeder Kleinigkeit des Ausputzes einen besonderen Namen und eine besondere Bedeutung. Der Flitterstaat der Herren hieß kurzweg »Gänseklein«, die Damen dagegen unterschieden die Schleife auf der Stirn »den Schelm« gewissenhaft von dem »Schäker«, der unten an der Taille, oder dem »Faß mich an«, der vorn am Ausschnitt saß. Die Bandschleife auf dem Herzen hieß »Liebling«, am Halse »Mörder«, auf dem Kopfe »Verliebter«, die an verborgenen Stellen angebrachten aber die »Unvergleichlichen«. »Fall um« nannte man die hinten an der Haube angebrachte Schleife; die Coiffüre, welche so weit rückwärts saß, daß sie die Ohren sehen ließ, erhielt den Namen die »Unverschämte«, denn viele Jahre hindurch verhüllte die Damenfrisur sorgfältig die Ohren.

Die Frisur

Die Art, das Haar zu tragen, wie sie etwa um 1640 üblich geworden war, scheitelte die Frisur und ließ nur einige lockere Haare in die Stirn fallen; damals nannte man diese Partie, die wir vor etwa dreißig Jahren »Simpel« oder »Gisellafransen« hießen, Garcettes. Das zu beiden Seiten in langen Locken

herabfallende Haar wurde in den fünfziger und sechziger Jahren in zwei festen Tuffs auf und über das Ohr gelegt, rückwärts ließ man gern zwei lange feste Locken auf den Hals fallen. 1671 erfand eine Pariser Coiffeuse eine neue Frisur, indem sie die fest gerollten Locken auskämmte und das Haar locker um den Kopf krauste, es war die Kohlkopffrisur, »Hurluberlu« genannt. Frau von Sévigné, die sie in ihrem Brief vom 4. April ds. Js. genau und trotzdem nicht sehr verständlich beschreibt, war erst entsetzt über diese Neuerung, als sie aber die Herzogin von Sully und die Gräfin Guiche in dieser Frisur gesehen hatte, war sie ganz begeistert und empfahl der Gräfin Grignan dringend, sich doch ja ebenso frisieren zu lassen. Man trug dazu viel Blumen im Haar, manchmal zu viel, denn Ninon de Lenclos sagt einmal von Frau von Choiseul, ihr Kopf sähe aus wie ein Bauerngarten. Als die Mode dann dem Kleide die Schleppe gab, kam die Tendenz, die Erscheinung der Frau zu strecken, auch in der Frisur zur Geltung. Man häufte das Haar immer mehr oben auf den Kopf. Statt der niedrigen, mit Locken halb bedeckten Stirn wurde die hohe Stirn Mode, die man ausrasierte. Als eigenes und fremdes Haar nicht mehr ausreichten, das Haar so hoch aufzutürmen, wie man wünschte, nahm man eine Coiffüre von Spitze und Band zu Hilfe. Das ist die berühmte Fontange, welche St. Simon, la Bedollière, Regnard und andere beschrieben haben und welche bis zum Tode Ludwigs XIV. Mode blieb. Bussy Rabutin erzählt, daß diese Frisur ihre Entstehung der Herzogin von Fontanges verdanke. Sie war eine Geliebte Ludwigs XIV. »Ein dumm thiergen«, schreibt Liselotte, »aber gar ein gut Gemüt und schön wie

Gortzius

Die Fontange

Barent Graat, Familienbild. 1657

ein Engel« und starb erst 20 Jahre alt schon 1681, während die nach ihr genannte Fontange nicht vor dem Jahre 1684 nachzuweisen ist. Sie hat dann rund 30 Jahre geherrscht und selbst Ludwig XIV., der sich sehr bald an ihr satt gesehen hatte, konnte die Damen seines Hofes nicht dazu bewegen, sie wieder abzulegen. Sie begegnete, wie das Décolleté, heftiger Feindschaft; der Pfarrer Friedrich Lucae in Rothenburg i. H., der sich schon dadurch ausgezeichnet hatte, daß er beim Abendmahl einmal sein Taschentuch einer Kommunikantin über den Ausschnitt gelegt hatte, zeigte sich auch als Gegner der neuen Frisur, indem er einer ihm begegnenden Frau auf der Straße die Fontange vom Kopfe riß.

Wäsche So kostbar wie der Anzug beider Geschlechter in Stoff und Ausputz war, so reich war auch die Wäsche ausgestattet, aber es war ein Luxus, der keineswegs mit Reinlichkeit zusammenhing. Das Waschen mit Wasser galt für ungesund, französische Lebensregeln vom Jahre 1640 schreiben z. B. vor: man

solle sich manchmal baden, täglich die Hände und fast ebensooft das Gesicht waschen. Antoine de Courtin rät 1670 sogar die Füße zu waschen. Aus diesem Grunde war auch der Verbrauch stark riechender Parfüms so außerordentlich groß, Frau von Motteville erzählt, Marion de L'Orme habe in einem Jahre 50000 Francs (vom Gelde ihres Liebhabers) dafür ausgegeben. »Er stinkt wie ein Aas«, sagte die Marquise de Verneuil, die Geliebte Heinrichs IV., von ihrem hohen Herrn und Frau von Motteville erzählt, daß

Nanteuil, Königin Christine von Schweden

man die berühmt schönen Hände der Königin Christine von Schweden nicht habe sehen können, weil sie so schmutzig gewesen seien. A. Leo schreibt 1672 an Frau von Schleinitz: »Die französischen Damen halten auf schöne Kleider äußerlich, da doch die Hembder und der Leib öfters sehr unsauber seind.« Als er seiner Korrespondentin ein Paket Seife aus Italien schickt, hält er es für nötig, ihr dazu eine genaue Gebrauchsanweisung zu geben. Nach Scarron scheint es Gebrauch gewesen zu sein, sein Hemd höchstens einmal im Monat zu wechseln. Unter diesen Umständen verliert die oft erzählte Hemdengeschichte der Infantin Isabella Clara Eugenia viel von ihrer Ungewöhnlichkeit. Als ihr Gemahl im Jahre 1601 die Belagerung von Ostende begann, schwor sie, ihr Hemd nicht eher wechseln zu wollen, als bis er die Stadt erobert haben werde. Durch dies Gelübde gebunden, mußte sie ihr Hemd vom 12. Juni 1601 bis zum 22. September 1604 tragen und legte das weiß angezogene »isabellfarbig« ab. Die Wäsche war kostbar, aber wie es scheint nicht sauber, wozu auch die Stoffe der Unterkleidung beitrugen. Maria von Medici besaß Hemden von roter Seide mit Goldstickereien, andere von Gold gewirktem Leinen, das Nachtzeug des Großkanzlers von Beichling war von Brokat. Lady

Velazquez, *Phot. F. Bruckmann A.-G., München*
Königin Maria Anna von Spanien. 1658

Lambert zahlte 1660 für 6 Spitzenhemden 300 £ (12000 Francs nach heutigem Gelde). Herren und Damen trieben großen Luxus mit spitzenbesetzten Taschentüchern – der venezianische Agent Paolo di Sera bot dem Großherzog von Toskana eines für 200 Dukaten an —, aber man schnaubte sich mit den Fingern auf die Erde. Bei großer Kostbarkeit und geringem Wechsel brauchte denn auch der Vorrat nicht stark zu sein. In Wien schenkte die Braut zur Hochzeit dem Bräutigam das Weißzeug, es gehörten dazu 6 Hemden, 6 Schnupftücher, 6 Manschetten, 6 Kragen. Heinrich IV. besaß 12 Hemden und 4 Taschentücher, der größte Teil von ihnen zerrissen. In der Garderobe des Earl of Rutland fanden sich 1612 19 spitzenbesetzte und 21 glatte Hemden, ein erstaunlicher Reichtum für die Zeit. Von Karl II. von England erzählt Samuel Pepys, er habe nur 2 Taschentücher und 3 Hemden sein eigen genannt. Moncada und Osorio, zwei spanische Autoren des 17. Jahrhunderts, behaupteten, mindestens drei Millionen Spanier besäßen überhaupt kein Hemd. Unter diesen Umständen muß es wundernehmen, daß schon von Guarinonius im Beginn des Jahrhunderts über die »grausame Hauswäschen« gestöhnt wird. Die Erzherzogin von Tirol ließ ihre feine Wäsche nicht in Innsbruck, sondern in

Gerard Terborch, Bildnis 1642
Alte Pinakothek, München

Gerard Terborch, Bildnis 1642
Alte Pinakothek, München

Abrah. Boße, Die Legende vom reichen Mann und armen Lazarus.

Phot. F. Bruckmann A.-G., München
Velazquez, Die Infantin Maria Theresa, 1659

Florentiner Nonnenklöstern waschen; aus Paris schickte man gern seine Wäsche nach Holland, um sie reinigen zu lassen. Denen die Röllchen tragen, sei es zum Trost gesagt, daß die Wäschetafeln jener Zeit, wie sie z. B. im Germanischen Museum und im Ferdinandeum in Innsbruck bewahrt werden, verraten, daß man auch damals schon Halbärmel zum Anknöpfen trug, die so viel gelästerten Röllchen also auf ein ganz respektables Alter zurückblicken.

Die französische Mode

Die Entwicklung der Tracht im 17. Jahrhundert hat im Leben der Kulturvölker eine neue Erscheinung gezeitigt, die Mode. Auch bis dahin schon bestimmten gewisse allgemein gültige

Gesetze die große Linie, welche den Umriß der Gestalt gibt. Im 15. Jahrhundert hatte der burgundische, im 16. der spanische Hof entscheidenden Einfluß auf den Schnitt der Kleidung gewonnen, aber wenn auch die Formen im großen und ganzen die gleichen waren, so hielten sich innerhalb dieses Kreises übereinstimmender Schnitte doch so viele Besonderheiten, daß man bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts hinein die verschiedenen Länder, Städte und Stände doch immer voneinander unterscheiden kann.

van der Helst, Holl. Ehepaar *Phot. F. Bruckmann*

In Londons sieben Todsünden schreibt z. B. Dekker 1606. »Der Anzug eines Engländers gleicht dem Körper eines Verbrechers, der gehangen, gevierteilt und an verschiedenen Plätzen ausgestellt wurde, der Kragen in Frankreich, Achselbänder und Ärmel in Italien, die kurze Taille hängt über einem holländischen Metzgerladen in Utrecht, seine weiten Hosen sprechen spanisch, Polen gibt ihm die Stiefel. Und wir, die wir uns über andere Völker lustig machen, daß sie an einer Form festhalten, stehlen uns an jedem derselben Muster zusammen und machen uns lächerlich, so komisch nehmen wir uns darin aus.« Von diesem Augenblick an hat sich das geändert, etwa vom Jahre 1630 an setzt für die höheren Stände aller Kulturvölker jenes Streben nach Gleichförmigkeit in der Kleidung ein, welches wir als die Herrschaft der Mode bezeichnen. Zum Entstehen der neuen Tracht haben die kriegerischen Zustände jener Jahrzehnte ebenso viel beigetragen wie die Einflüsse mannigfaltig miteinander verschmelzender Volks- und Landestrachten. Von dem Augenblick an aber, da Ludwig XIV. großjährig wird, ist die Vorherrschaft des französischen Hofes in allen Fragen

van der Helst, Frau C. den Dubbelde

der Kleidung gesichert, die französische Tracht wird Weltmode. Sie verwischt alle Unterschiede in der Kleidung, denn völlig unaufhaltsam drängt sich von nun an der Schnitt, der am Hofe Ludwigs XIV. getragen wird, der ganzen Welt auf, nach und nach haben ihn alle Nationen und alle Stände angenommen. Hottenroth vergleicht gelegentlich sehr witzig die Gewalt der Mode mit der ansteckenden Macht des Gähnens und in der Tat erscheint die Mode nicht so bald, als ihr auch schon alle Völker Europas wie einer gemeinsamen Ansteckung erliegen. Hört man die deutschen Satiriker der Zeit, wie Logau, Moscherosch, Ellinger, Lauremberg, Rachel, Weise allein, so könnte man glauben, nur Deutschland habe sich schmählich dem französischen Beispiel unterworfen, mustert man aber die englische und holländische Literatur, so findet man genau die gleiche Erscheinung, ja es scheint nachgerade, als sei die Mode nur zufällig in Paris geboren worden, mit so viel Erstaunen, Spott und Unwillen wird sie selbst in der Heimat begrüßt. Man begriff gar nicht, woher plötzlich der neue Geist gekommen war, warum nicht nur die Art und Weise der Kleidung, sondern auch Sitten und Anschauungen sich auf einmal, gleichsam über Nacht, geändert hatten. In Deutschland taucht mit dem neuen Begriff der Mode im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts auch das Wort Mode im Sinne des heutigen Sprachgebrauchs zum ersten Male auf. Die deutschen Autoren bilden aus der französischen Wendung »à la mode« das Wort »Alamodisch« und personifizieren das ganze neue Wesen im Herrn »Alamodo«, auf den zwischen 1625 und 1630 ein wahrer Hagelschauer von Spottgedichten und Spottbildern niederprasselt. Flugblätter

und Bänkelsängerlieder, wie das »Kartell stuzerischen Aufzugs«, der »Alamodische Kleiderteuffel«, die »Alamodische Hobelbank«, »Alamodische Sittenschul« usw. verhöhnen diejenigen, welche sich nach der Mode richten, weil sie fürchten, daß fremde Kleider auch fremde Sitten und Sünden mit sich bringen. »Allamode Kleider, Allamode Sinnen, Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen«, reimte Friedrich von Logau. Was die französische Mode sehr wesentlich von der früheren Art unterschied, war der häufige Wechsel, den sie ihren Anhängern auferlegt. »Die Krägen ändern fast mit dem Mondschein«, klagt Harsdörffer und Moscherosch hält sich bitter über die verschiedenen Gattungen der Hüte auf, welche die Neusüchtigen den Welschen nachtragen. »Jetzt ein Hut wie ein Ankenhafen, dann wie ein Zuckerhut, wie ein Kardinalshut, dann wie ein Schlapphut daran die Stulpe ellenbreit, dann von Geißenhaar, dann von Kameelshaar, dann von Biberhaar, von Affenhaar, von Narrenhaar, dann ein Hut wie ein Schwarzwälderkäse, dann wie ein Holländerkäse, dann wie ein Münsterkäse.« Ebenso macht sich 1649 Gabriel Naudé über die stets wechselnden Hutformen der französischen Mode lustig. »Der eine«, schreibt er, »will sie spitz wie eine Pyramide in der Form eines Zuckerhutes, daß sie beim Gehen auf der Perücke tanzen, der andere wünscht sie flach mit einer Schnur aufgeschlagen à la mauvais garçon, oder mit rundum angenähter Feder, damit sie der Wind nicht entführt.« Alle vier Wochen kommen neue Façons auf und Muster, deren närrische und seltsame Erfindungen nicht zu beschreiben sind, beschwert sich 1641 Hans Georg von dem Borne, Kanzler der Neumärkischen Regierung bei dem Kurfürsten von Branden-

B. Kilian, Anna Maria Peller, geb. Hueber. Gebürtig aus Augsburg, verheir. in Nürnberg

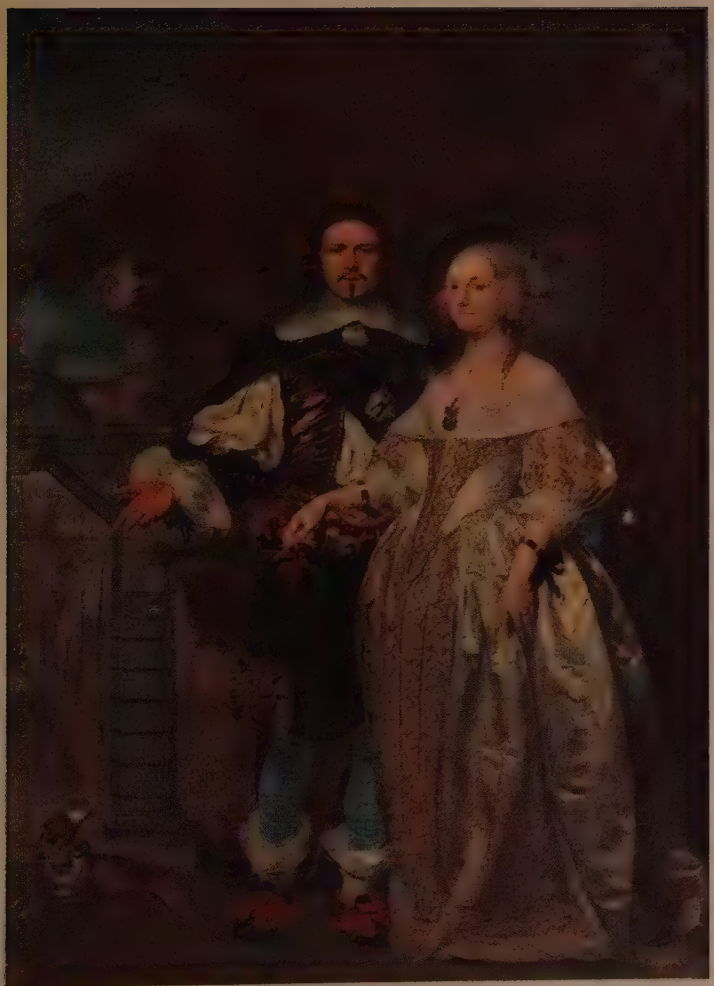
Ludwig XIV. empfängt eine Adresse bei seinem Einzug in Paris. 1660

burg. Als die Kurfürstin von der Pfalz ihrer Schwägerin Sophie 1650 mit Stolz ihre reiche Garderobe zeigt, mokiert diese sich sehr, »es war durchaus nicht mehr Mode, so viel Kleider auf einmal zu haben«, schreibt sie, »als vielmehr sie häufig zu ändern«. Margarethe von Navarra war einst die gefeierte Herrscherin auf dem Gebiet der Mode und des feinen

Jeaurat, Zusammenkunft Ludwig XIV. und Philipp IV. auf der Fasanen-Insel. 1660

Leclerc, Ludwig XIV. besucht das Observatorium

Tones gewesen; als sie nach langer Abwesenheit 1606 wieder nach Paris kam, fand man sie schrecklich lächerlich und verspottete sie in einem Ballett als den grotesken Typus einer längst vergangenen Zeit. Jetzt machten die hübschen Konfektioneusen die Mode. »Es gibt nichts, was so reizend



A. van den Tempel, Edelmann mit Gattin
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

angezogen wäre, wie die Verkäuferinnen der Modemagazine im Palais«, schreibt Fitelieu 1642 und eine Leipziger Kleiderordnung vom Jahre 1640 konstatiert mit Verdruß »daß sich Weibspersonen finden, welche eine Handthierung daraus machen, neue Arten und Modellen von Kleidern und Schuhen auszusinnen!« Was halfs, im Jahre darauf schon macht ein Doktor Höpner den Rat gegen einen Schneider mobil »der neue Moden zu feilem Kauf auslasse, also daß von Frauen und Jungfrauen eine Walfahrt zu ihm angestellt werde«.

Franz Hals, Damenbildnis

Die Verbote der Kleiderordnungen, welche schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als man sich spanisch trug, einander förmlich jagen, schwellen im 17. Jahrhundert zu einer wahren Hochflut an. Sie sind in Spanien, Frankreich und England durchaus nicht minder häufig als in Virginia, Massachusetts oder in Deutschland, als Motto aber dürfte man die Worte darüber setzen, die der Bürgermeister von Berlin auf die Berliner Kleiderordnung vom Jahre 1604 schrieb: »Seint übel damit angelauffen und ist nichts ad effectum kommen.« Man wollte nicht nur der Mode entgegenarbeiten, sondern auch der Verschwendung steuern und den äußeren Unterschied der Stände aufrecht erhalten. So teilte Kurfürst Maximilian von Bayern 1626 seine Untertanen in Bauersleut; geringen Bürgerstandt; Kauff- und Gewerbsleut; Kanzleidiener und Gerichtsschreiber; Geschlechter; Ritterschaft und Adel; Doktoren und Lizenziaten; Grafen und Freiherrn und schrieb jeder der sieben Klassen Stoffe und Ausputz ihrer Kleider auf das Genaueste vor, ebenso machte es der Herzog von Gotha 1695 mit den sechs Klassen seiner Untertanen und nicht weniger eifrig ließen sich Nürnberg, Stralsund, Danzig, Stettin, Leipzig, Lübeck angelegen sein »das was einem jeden Stand zu tragen erlaubt oder verboten publicieren zu lassen«. Mit

Kleiderordnungen

Rembrandt, Die Syndici der Tuchhändler in Amsterdam. 1661 Phot. F. Bruckmann A.-G., München

echt polizeilicher Schikane wird auf das kleinlichste vorgeschrieben, welche Stoffe, Pelzwerk, Spitzen und Schmuck jeder Stand tragen soll. Jeder neuen Mode setzt ein »Hochedler, Fürsichtig und Hochweiser Rat« mit Verboten nach. 1662 verbietet Dresden die Perücken, Braunschweig die Bändertrachten, 1680 Leipzig die Schleppen, und der Erfolg? »Die leidige Erfahrung bezeugt,« so drückt sich die Nürnberger Kleiderordnung von 1657 über diesen Punkt aus, »daß fast von allen Ständen, sowohl Manns- als Weibspersonen gantz verächtlich und freventlich der übermäßige Pracht in Kleidern und Neuen Trachten dergestalt unverantwortlich aufs Höchste getrieben worden, daß fast kein Stand von dem andern unterschieden werden möge.« Diese Sorge war es vor allen Dingen, welche den Herren soviel Kopfzerbrechen machte, sie wollten, daß man ihnen ihre Würde nicht an der Nase, sondern an der Kleidung ansehen solle. »In den Kleidertrachten begeht man so viele Ausschweifungen, daß kein Handwerker von dem Edelmann und dieser nicht von einem Fürsten unterschieden zu sein schien« schrieb 1641 Hans Georg von dem Borne. Die Gleichmacherei erschreckte sie wohl mehr als die Furcht: »Gott der Allmächtige Schöpffer und Erhalter aller

Der Herzog von Orléans als Perserkönig bei dem Ringelrennen. 1662

Menschen, so umb der schändlichen Hoffart willen gantze Städte und Länder ins Verderben zu stürzen öffters verhänget, werde, wo Ihme nicht bei Zeiten in die Vätterliche Ruthe gefallen wird, auch über allhiesige Stadt Strafen zu verhängen Ursach finden.« Keines der zahllosen Verbote hat sich durchsetzen können, aber wie bitter ernst sie gemeint waren, zeigen die vielen Strafen. In Leipzig wurde 1618 Dr. Jonas Möstel, der Sohn des Bürgermeisters, zu 1000 Taler Strafe verurteilt, weil er an seinem Hochzeitstage schwarzen Samt getragen hatte; in Dresden hatte Maria Hendschel sich 1628 herausgenommen, eine Samthaube und eine pelzverbrämte Schaube

Kilian, Amalie Freiin von Stubenberg, geb. Freiin von Khevenhiller. 1661

anzulegen und wurde deswegen bestraft. Der Buchdrucker Christoph Endter in Nürnberg kleidete 1661 nicht nur seine Frau zu prächtig, sondern gab sogar seinem Hunde ein silbernes Halsband. Resultat: Wiederholte Geldstrafen. Der Neid der Frauen hat wohl sorgfältig über den Putz der anderen gewacht und den Magistraten, die am Ende durch die Finger gesehen hätten, das Gewissen geschärft, es ist ja bekannt, daß die Eitelkeit des schönen Geschlechts niemals zu nachsichtiger Beurteilung des Anzuges anderer geneigt ist. Es wird überliefert, daß der Schulverwalter Peter Glitze aus Meißen, der 1615 hingerichtet wurde, das Schafott vielleicht nicht hätte besteigen müssen, wenn seine Frau nicht eine sehr hochstehende Dresdner Dame dadurch unversöhnlich gereizt hätte, daß sie ihr auf dem Jahrmarkt eine kostbare moderne Haube vor der Nase wegkaufte. Es half nichts, Bürgersleute kauften sich doch Zobelpelze, Handwerker legten doch den Degen um und trugen Sporen, keine Grenzsperre war imstande, den Siegeslauf der französischen Mode auch nur für kurze Zeit aufzuhalten. J. Becher veranschlagte damals schon den jährlichen Verbrauch Deutschlands an französischen Luxusartikeln auf 4 Millionen Taler. Nach Bodingbroke hätte England unter der Regierung Karl II. jährlich für etwa 11 Millionen Francs französische Putzartikel eingeführt. Philipp Hainhofer schreibt 1629 in Chemnitz in sein Tagebuch: »Es hat hier schönes hoffertiges Frauenvolck«

Ant. Masson nach Le Brun, Ludwig XIV.

und bemerkt auf einer anderen Reise: »In Sachsen sonderlich das Weibsvolck mit Kleidung, sogar die alte Weiber sehr prächtig sein, unter denen doch mancher der Mutz als wie aim alten Roß ain neu kummet anstehet.« Misson beobachtet 1688 in Ancona: »Die Staatsdamen kleiden sich französisch, es steht ihnen aber dieses ihr Affenwerk gewißlich viel dümmer an, als die natürliche Weise der anderen.« So wenig aber die Verbote etwas gegen die Mode auszurichten vermochten, so wenig waren auch Erwägungen des guten Ge-

Nanteuil, Ludwig XIV. 1663

schmackes, der Sparsamkeit oder des Patriotismus imstande, der französischen Mode Eintrag zu tun. »Mercke wohl«, schreibt Liselotte 1695, »daß man verpichter als nie in Teutschland auf der Moden ist.« Karl II. von England nahm 1668 einen Anlauf, sich und seinen Hof von der französischen Mode zu emanzipieren. Von Sir John Evelyn und Samuel Pepys erfahren wir den Hergang. Am 8. Oktober erklärte der König im Rat, er werde eine neue Tracht einführen und nie wieder ablegen, am 14. erschien er in derselben zum ersten Male. Er

trug einen langen persischen Rock und Bänder um die Beine wie Taubenfüße »sehr schön und gefällig«. Am 30. Oktober heißt es dann schon »zu gut um wahr zu werden« und es ist nie wieder von der neuen Tracht die Rede, noch weniger aber von der neuen Mode für die Hofdamen, über deren Einführung Lady Carteret sich schon schmerzlich beklagt hatte. Unumstritten herrscht am Ende des 17. Jahrhunderts die französische Mode in den höheren Gesellschaftsschichten aller Länder und verbreitete sich von diesen aus langsam aber stetig vorschreitend in immer weitere Kreise. Als Ludwig XIV. 1685 Straßburg besetzte, wurde den Einwohnern die deutsche Tracht verboten und ihnen befohlen, binnen vier Monaten die französische Mode anzunehmen. Man hätte sicherlich gar nicht nötig gehabt, so rigoros vorzugehen, denn auch in den anderen deutschen Reichsstädten beobachtet man, wie die Mode allmählich die hergebrachten Schnitte verändert oder so zurückdrängt, daß sie schließlich Zeremonienkleider werden, die nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, wie Hochzeiten, Taufen u. dergl. hervorgeholt werden.

Ant. Masson nach Mignard, Guillaume de Brisacier. 1664

Von allen Stücken der neuen Mode ist um keines so heftig gekämpft worden wie um die Perücke. Schon die Mode, das eigene Haar lang, statt kurz geschnitten zu tragen, hat Verbote hervorgerufen und die Aufregung um so mehr vergrößert, als natürlich ein anderer Haarschnitt auch eine Änderung der Bartmode nach sich zog. Moscherosch nennt »diese langen herunterhängenden Haare rechte Diebshaare« und sagt, sie seien »von den Welschen, welchen, um irgendeiner Missetat willen, ein Ohr abgeschnitten worden, erdacht, auf daß man es nicht merken sollte«, die Stutzer aber waren doch sehr eitel darauf, ja 1624 erstach ein Edelmann den Bauern-

B. Kilian nach Franck, Joh. Leonh. Schorer. 1665.

knecht Thomas Schlegel in Zittau aus keinem andern Grunde, als weil er sich erfrecht hatte, lange Haare zu tragen wie ein Herr. Als dann die Perücke aus einem notwendigen Übel zur selbstverständlichen Mode wurde, erhob sich ein wahrer Sturm des Unwillens. Der Pfarrer Gottfried Uden schrieb unter dem Pseudonym Irenäus Poimenander 1642 eine heftige Streitschrift gegen den Mißbrauch der falschen Haare und erinnerte die Bibelgläubigen an Absalon. In den Streit, den seine Abhandlung hervorrief, griffen die Gutachten verschiedener Fakultäten verschärfend ein, so daß der Meinungskampf immer theologischer, also unvernünftiger wurde und erst als Claude Saumaise die Partie des gesunden Menschenverstandes nahm und den Herren auseinandersetzte, es sei ganz gleichgültig, ob man falsches oder eigenes Haar trage, beruhigten sich die erhitzten Gemüter. Immerhin lehnten die geistlichen Herren es doch ab, selbst Perücken zu tragen und es bedurfte z. B. in Sachsen erst der Erlaubnis des Landtags von 1692, ehe sie sich dazu entschließen konnten. Dann aber haben sie sich auch kaum wieder von ihnen trennen können und als die berufenen Vertreter von Aberglauben und Vorurteilen an der Perücke noch festgehalten, als sie schon seit Jahrzehnten aus der Mode gekommen war.

In Venedig, in dem die Aristokratie streng auf das Herkommen hielt, ist es der Perücke wegen ebenfalls zu Weiterungen gekommen. Der erste, der auf dem Markusplatz mit einer Perücke erschien, war Scipione Collalto, der 1668 mit einer solchen aus Frankreich kam. Die Inquisitori di stato, mißtrauisch gegen alles Neue, verboten das Tragen und erst

Art des Gonzalez Coques, Tanzgesellschaft (Ausschnitt)
Kunstgewerbe-Museum, Berlin

Gerhard Terboch, Herrenbildnis *Phot. F. Bruckmann A.-G., München*

nach Ablauf ihrer Amtsperiode gestatteten die Nachfolger den Gebrauch kleinerer Perücken, die man Callotte nannte. Niccolo Erizzo verbot in seinem Testament seinem Sohn sich einer Perücke zu bedienen, würde er es doch tun, so solle das Vermögen dem Ospedale della Pietà zufallen. Der Sohn zog die Perücke seinem Erbe vor. Ein anderer Feind dieser Modeneuerung, Antonio Correr, brachte einen Verein von 250 Männern zusammen, die sich verpflichteten, keine Perücken zu tragen. Wie viele diesem Gelübde treu blieben, ist nicht bekannt, der Stifter des Vereins selbst starb erst 1757 im Schmucke eigener Haare. Seit der Doge Giovanni Cornaro 1709 den Großen Rat mit einer Perücke eröffnet hatte, war der Kampf gegen sie gegenstandslos geworden.

Umgangsformen und Manieren entsprechen in einem Jahrhundert chronischen Kriegsfiebers soldatischer Derbheit und bleiben auch in den hohen und höchsten Kreisen von verblüffender Roheit. Der Herzog von Epernon und der Marschall de Vitry verprügelten zusammen den Erzbischof Sourdis von Bordeaux, der Herzog von Orléans gab dem Kardinal Richelieu in dessen eigenem Palais ein Paar Ohrfeigen; fürstliche Ehegatten, wie der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, Kurprinz Georg Ludwig von Hannover pflegten Meinungsverschiedenheiten mit ihren Gemahlinnen dadurch beizulegen, daß sie den hohen Damen bei der Tafel Maulschellen versetzten. Die Hofordnungen dieser Zeit gewähren erfreuliche Einblicke in die Gewohnheiten der höheren Stände. Die Tischordnung eines österreichischen Erzherzogs vom Jahre 1624 ermahnt die Kavaliere, sie möchten doch sauber angezogen und nicht betrunken zur Tafel kommen, sie sollten sich nicht die Finger ablecken, sich nicht ins Tischtuch schnauben und nicht auf den Teller spucken. Die Herzoge von Pommern und Mecklenburg verbieten zur gleichen Zeit das laute Schreien bei der Tafel, auch sollten sich die Herren doch nicht mit abgenagten Knochen oder Trinkgeschirren werfen und die Servietten nicht »in Gedanken« in die Tasche stecken. Wenn sich die Edel-

Manieren

Netscher, Bildnis. 1668 *Phot. F. Bruckmann A.-G.*

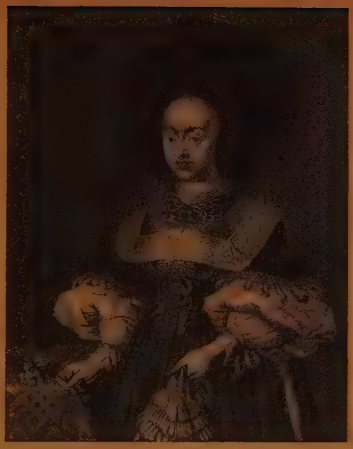
Caesar von Everdingen Phot. F. Bruckmann A.-G.
Bildnis. 1671

knaben allzu mutwillig benahmen, führte sie der Kammerherr in die Küche und zog ihnen die Hosen stramm. Das Hauptvergnügen der goldenen Jugend Londons bestand darin, nächtlich die Straßen unsicher zu machen, Kutschen und Sänften zu überfallen, die Träger und Bedienten zu verhauen und die Damen zu erschrecken. Schlägereien, dumme und plumpe Streiche gehörten auf den deutschen Universitäten zu den Selbstverständlichkeiten des Tages. Die wüste Renommisterei verführte, wie Friedrich Lucae 1662 aus Heidelberg berichtet, einen Studenten dazu, in der Anatomie ein Pfund rohes Fleisch von der Leiche eines Erhängten zu fressen. Nicht weniger anmutig scheinen die Kinderspiele der zarten Jugend gewesen zu sein. Pfarrer Hartmann sah in Holland, wie die Kinder sich damit unterhielten, Hunde zu jagen, zu fangen und mit Stöcken totzuschlagen, woran die Erwachsenen, die zusahen, großen Spaß hatten. Daß die Tierquälerei ein erlaubtes Vergnügen der Kinder war, zeigen ja auch die vielen Bilder, welche Knaben im Spiel mit gebundenen wehrlosen Vögeln darstellen. Man denke nur an Rubens' Söhne oder an Murillo, der sogar das Christuskind mit solchem Tierchen spielen läßt. Von der Roheit und Sittenlosigkeit, wie sie in Deutschland während und nach dem großen Kriege herrschten, entwerfen Moscherosch in seinen Gesichten, Grimmelshausen im Simplizissimus und der Landstörtzerin Courage entsetzliche Bilder.

Die Etikette

Um aus diesen Zuständen der Verwilderung und der Zügellosigkeit herauszukommen, bedurfte die Menschheit eines Sittengesetzes, welches imstande war, die Maßlosigkeit zu hemmen und der Flut der Selbstzucht wirksame Dämme entgegen

zu setzen. Es fand diesen Zügel in der Etikette, deren Vorschriften das 17. Jahrhundert zur Wissenschaft ausgebildet hat. Gegenüber der Rücksichtslosigkeit, die niemals an den Nachbar, sondern immer nur an sich dachte, die nur Rechte aber keine Pflichten kennen wollte, versuchte die Etikette scharfe Regeln zur Geltung zu bringen, welche die wechselseitigen Ansprüche gegeneinander abgrenzen sollten. Dieser Versuch hat so viel Zank und Streit im Gefolge gehabt, daß die Fragen der Etikette im Interesse der Beteiligten allmählich alles andere in Hintergrund drängen und die früher so leidenschaftlich umstrittenen theologischen Angelegenheiten völlig vergessen werden. Es erscheint uns heute lächerlich, daß die Etikette den Menschen des 17. und noch des 18. Jahrhunderts so viel Sorge und Kopfzerbrechen machte, aber die Gesellschaft brauchte dieses peinliche Stadium notwendig als Durchgangszustand zur Freiheit und Leichtigkeit. Der Westfälische Friede wäre beinahe nicht zustande gekommen, weil die Kronen Schweden und Frankreich sich nicht über den Vortritt einigen konnten; so gingen die Franzosen nach Münster, die Schweden nach Osnabrück. »Ein höchst besorglichster und am allerschwersten abzutuender Punkt«, schreibt Gottfried Stieve, ein Autor jener Zeit, »war dann die Unterschreibung und Signatur der Traktaten. Denn man konnte sich nicht determinieren, was für einen Titel man Römisch Kaiserlicher Majestät und anderen Königen geben, wer sich oben oder unten ansetzen solte« usw. So sind die langjährigen Friedensverhandlungen fast durchaus mit Kompetenz- und Präzedenzstreitigkeiten ausgefüllt worden und ebensolche Fragen beschäftigten den immerwährenden Reichstag in Regensburg. Die Briefe und Denkwürdigkeiten der Herzogin Sophie von Hannover sind zum großen Teil erfüllt von den Nachrichten,



Sandrart nach Preisler, Maria Martha Besserer geb. Gutthäter. 1634—1672

Romeyn de Hooghe, Figures à la mode

die wichtigste Frage am Hofe die war, wer sich in Gegenwart der Königin setzen durfte oder nicht, wer das Recht auf einen Armstuhl hatte oder nur auf ein Taburett, wer mit der Kutsche in das Louvre fahren durfte usw. Der Vortritt, das Vorfahren der Wagen waren Angelegenheiten, die zu Mord und Totschlag führen konnten. Auf dem Reichstag von Regensburg 1622 gerieten der spanische Gesandte Graf Oñate und der venezianische Legat Gritti in der kaiserlichen Hofkapelle aneinander und prügelten sich, weil keiner den andern vorgehen lassen wollte. Bei der Gründonnerstag-Prozession in Wien 1655 stießen die Gesandten von Mantua und Genua

welche Ehren ihr erwiesen, welche Titel ihrem Manne gegeben werden. Als die geistreiche Dame 1679 nach Frankreich reist, um ihre Tante in Maubuisson, ihre Nichte Liselotte in Paris zu besuchen, hat sie ihre ganze Diplomatie nötig, um sich mit Setzen auf Tabu retts, Komplimenten und dergleichen nichts zu vergeben. Man war in diesen Dingen in Frankreich genau so kleinlich wie in Deutschland. »Man ist hier ganz stinkhoffärtig«, schreibt Liselotte einmal. Aus den Memoiren der Frau von Motteville erfährt man, daß

Seb. Leclerc, Herr in »Rhingraves«

in ähnlicher Weise zusammen und schlugen sich die Wachsfackeln um die Ohren; selbst in Rom konnten lange Zeit keine Prozessionen abgehalten werden, weil die Bruderschaften einander den Vortritt nicht gönnten und jedesmal Schlägereien anfingen. Es war etwas ganz Gewöhnliches, erzählt der Marquis de St. Maurice, daß die französischen Kavaliere bei großen Hoffesten, Theateraufführungen usw. einander mit dem Stock traktierten und erst durch die Soldaten getrennt werden mußten. Um Streitigkeiten darüber auszuschließen, wurde in Kursachsen 1680 eine Rangordnung ausgearbeitet, welche die Hoffähigen in 52 Klassen teilte, schließlich begnügte man sich allerdings mit 32 Klassen. Titel und Anreden waren von nicht geringerer Wichtigkeit und durch Vorschriften geregelt, die zu kennen ein eigenes Studium nötig war. Die Titel wurden jetzt weitschweifiger. Bis 1687 hatte man die Nürnberger ratsfähigen Geschlechter »edle und feste, wohledelgeborene« tituliert, jetzt verlangten sie, »hochedelgeborene« genannt zu werden. Die nicht Ratsfähigen hatten sich mit »erbar und feste« begnügt, jetzt forderten sie die Anrede »wohledelgestrenge«. »Ehren- und tugendreich« hieß man bis in das 17. Jahrhundert die vornehmen Frauen, jetzt wollten sie »hoch- und wohlgeboren« sein; bis 1600 hatte man die Unvermählten »Jungfrau« genannt, jetzt erhielten sie die Anrede »Fräulein«, die sehr bald so allgemein wurde, daß es nicht nur fürstliche, sondern auch adelige »Fräulein« gab. Mit den Umgangsformen änderten sich auch die Manieren, z. B. das Hutabnehmen beim Gruß kommt auf. Bis in die

Romeyn de Hooghe, Figures à la mode

Romeyn de Hooghe, Figures à la mode

Mitte des 17. Jahrhunderts hatte der Herr immer seinen Hut auf dem Kopf behalten, auch im Zimmer und in Damengesellschaft; seinen Hut auch vor dem König aufbehalten zu dürfen, war ein eifersüchtig behütetes Recht der Gesandten. Graf Christoph Dohna beanspruchte 1615 als Gesandter der Union vor Maria von Medici mit bedecktem Kopfe zu erscheinen; als ihm das nicht bewilligt wurde, reiste er ab, ohne eine Audienz erhalten zu haben und erfüllte lieber seinen Auftrag nicht, als daß er sich etwas vergeben hätte. Man hatte beim Gruß die Kopfbedeckung nur zurückgestoßen, ohne das Haupt zu entblößen, jetzt erst wird es Sitte, den Hut abzunehmen und dabei zu schwenken, wozu der Besatz mit Federn herausfordern mochte. Je bequemer die Tracht wurde, desto leichter wurden auch die Bewegungen. »Ei, was hast du denn für einen närrischen welschen Gang, für Sitten und Gebärden an dir,« ruft Moscherosch aus. »Wie gehst du daher, als wolltest Du tanzen oder springen und fuchtelst mit den Händen wie ein Gaukler? Was ist das für ein wunderliches Bücken und Ritschen mit dem Kopf, mit Händen und Füßen, mit dem ganzen Leib? Du schnappst mit dem Kopf zu den Füßen wie ein Taschenmesser!« Die neuartige Höflichkeit erregte vielfachen Anstoß, so wunderten sich Spanier und Franzosen in Paris darüber, wie außerordentlich höflich Ludwig XIII. sei und der Winterkönig Friedrich von der Pfalz erhielt in Prag dadurch eine »schlechte Reputation«. »Er macht sich mit den Leuten gar gemein«, hieß es »und zieht seinen Hut gegen Jedermann.« Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahr-

Louis Le Nain, Maler und Modell — *Alte Pinakothek, München*

van der Meulen, Theater auf dem Marktplatz

Edelinck, Die Marquise von Sévigné

Geselligkeit

hunderts wird die Höflichkeit zu einem Lob, denn Ludwig XIV. gab das Beispiel. Der Herzog von St. Simon und Liselotte preisen ihn um die Wette, vor allem wegen der ausgesuchten Artigkeit, mit der er das weibliche Geschlecht ohne Unterschied des Standes zu behandeln wußte.

Die gefälligeren Formen des Umgangs, die anmutigere Art im Verkehr der Geschlechter verdankt die Gesellschaft ja dem Einfluß, den im Laufe des 17. Jahrhunderts die Frau gewann. Zuerst waren es Französinnen, welche von den Männern, die ihnen gefallen sollten, Geist und Witz verlangten. Im Salon erhob die Frau zum ersten Male den Anspruch der Gleichberechtigung mit dem stärkeren Geschlecht, indem sie seiner rohen Kraft mit den feineren Waffen des Geistes begegnete. Schon 1616 bewunderte der deutsche Reisende Jodokus Zinzerling die Lebhaftigkeit und Grazie der Französin, welche mit der größten Leichtigkeit über die schwierigsten Themata zu plaudern wisse. In der Mitte des Jahrhunderts war dann das Hotel Rambouillet der Mittelpunkt einer Geselligkeit, die auf einer raffinierten Kultur des Geistes beruhte. Cathérine de Vivonne, Marquise de Rambouillet und ihre Tochter Julie d'Angennes, Herzogin von Montausier sammelten alle schönen Geister der französischen Gesellschaft in ihrem Salon, wo die Unterhaltung zur Kunst ausgebildet wurde. Von hier aus verbreitete sich der Geschmack an einer ästhetisch verfeinerten Geselligkeit. Frau von Sévigné, Madame de La Fayette, die Herzoginnen von Longueville, von Hautefort, von Chevreuse, die Prinzessin von Bourbon Condé, die große Mademoiselle

und andere Damen der hohen Aristokratie folgten mit Takt und Feinheit auf dem gleichen Wege. Die Romane von Calprenède, Gomberville, Honoré d'Urfé, Frau von La Fayette schildern diese Kreise, vor allem aber versetzen die Romane von Mlle. de Scudéry in dieses schöngeistige Milieu. Ihre Romane Cyrus und Clelia sind vollständige Gemälde dieser Gesellschaft, denn sie berücksichtigen auch schon die Entartung, der dieses Treiben verfiel, als die Kreise der reichen Bürgerschaft es nachzuahmen beginnen. Da wurde das gezierte Wesen, die blumige Sprache zu völliger Affektation. Die kleinbürgerliche Pedanterie dieser Leute haben Chapelle und Bachaumont, Saumaise, St. Evremond und andere verspottet, vor allem hat sie Molière in den »Précieuses ridicules« für ewige Zeiten der Lächerlichkeit preisgegeben. In England haben die Gräfin Derby, die Gräfin Bedford und andere einen Salon gehalten. In Holland war das Haus der gelehrten Anna Maria von Schurmann ein Mittelpunkt geistig belebter Gesellschaft. In Rom versuchten Maria Mancini-Colonna und ihre Schwester Hortense Mancini-Mazarin wenigstens kurze Zeit etwas Ähnliches einzuführen. Deutschland fällt aus, denn ihm fehlte ein Zentrum, in dem die Gesellschaft sich zusammengefunden hätte. In etwas schulmeisterlicher Weise hat der Nürnberger Philipp Georg Harsdörffer es 1644 unternommen, »Frauenzimmer Gesprächspiele« vorzuführen, »so bey Ehr- und Tugendliebenden Gesellschaften mit nützlicher Ergetzlichkeit beliebet und geübet werden mögen«. Da unterhalten sich Angelica von Keuschewitz, eine adelige Jungfrau; Raymund Discretin, ein gereist und belesener Student; Julia von Freudenstein, eine kluge Matrone; Vespasian von Lustgau, ein

Edelinck, Die Marquise von Montespan

Blooteling, Der Earl von Sandwich

alter Hofmann; Cassandra Schönlebin, eine adelige Jungfrau; Degenwert von Ruhmeck, ein verständiger und gelehrter Soldat, und der Leser erfährt, wie Harsdörffer es sich angelegen sein läßt, den geselligen Ton zu heben. Die Herrschaften veranstalten Pfänderspiele und stellen denjenigen, der ein Pfand auszulösen hat, vor Aufgaben, die Witz und Geistesgegenwart verlangen. Er muß sich z. B. den ganzen Abend närrisch stellen, Geschichten erzählen, in denen ein gewisser Buchstabe nicht vorkommen darf, Gedichte nach gegebenen Endreimen anfertigen und dergleichen mehr. Ein andermal wird ihm aufgelegt, die Unwahrheit zu reden, worauf er sofort jeden der Anwesenden mit Lob überschüttet oder die Gesellschaft amüsiert sich damit, Schüttelreime zu machen. z. B. auf Lieb Blei Leib Übel oder ihren Scharfsinn an Preisfragen zu üben, wie: Ob man lieber wünschen sollte, zu wissen, was andere wissen, oder zu wissen, was andere nicht wissen? Es steckt ein gutes Stück Pedanterie in den acht dicken Bänden dieses Leitfadens zum Vergnügen, dessen Rezepte der Verfasser aus dem Italienischen und Französischen geschöpft hat, seine Absicht aber, die üblichen Zerstreuungen: Essen und Trinken durch feiner geartete zu ersetzen, muß man an-

Trinken

erkennen. Harsdörffer nennt selber einmal »das Becherspiel ein löbliches Gebrechen« und bekundet damit die Anschauung seiner Zeitgenossen, die das Becherspiel als ein nötiges und unvermeidliches Gebrechen betrachteten. »Wir Deutschen alle«, schreibt der grundgelehrte Professor Wagenseil 1686, »keinen ausgenommen, sind dem schändlichen Laster der Trunkenheit unterworfen«, womit er um so mehr ins Schwarze traf, als das Betrinken für hygienisch galt und mindestens zweimal im Monat stattfinden sollte. »Die Teutschen haben,

was den Punkt vom Trinken betrifft, verzweifelte Gewohnheiten«, schrieb Misson 1687 aus Nürnberg und das war nicht zu viel gesagt. Die hohen Herren gingen mit gutem Beispiel voran. Als Kurfürst Christian II. von Sachsen 1610 Prag verließ, bedankte er sich bei dem Kaiser, »der ihn also wohlgehalten, daß er in Prag keine Stunde nüchtern gewesen«. Genau so bedankt sich der Herzog von Holstein 1604 bei dem Herzog Franz von Pommern wegen der guten Räusche. Viel vertragen zu können war ein großer Ruhm. Der Reichsvizekanzler Peter Heinrich von Strahlendorff, der 1617 starb, war einer der größten Trinker seines Zeitalters, übertroffen vielleicht nur noch von dem brandenburgischen Kämmerer Kurt von Burgsdorf, der 18 Maß Wein auf einen Sitz zu sich nehmen konnte. Vom Grafen Jakob Fugger, dem Haupte seiner großen Familie, erzählt Elias Holl, »er trank sich alle Tage gleich über der Mittagsmahlzeit voll«, und äußerst charakteristisch ist die Geschichte, die Herzogin Sophie von Hannover 1651 vom Hofe von Stuttgart berichtet. Die Herren wetteiferten darin, wer das meiste trinken könne und der Herzog von Holstein trank auf ihr Wohl ein so enorm großes Glas, daß er den ganzen Inhalt auf der Stelle wieder von sich geben mußte, er ruhte aber nicht eher, als bis er es auf ihr Wohl nochmals geleert hatte. Graf Christoph Dohna wohnte einmal in Heidelberg einem Trinkgelage bei, in dessen Verlauf der Pfalzgraf Friedrich und der Markgraf von Baden so fidel wurden, daß sie den betrunkenen Gästen höchst eigenhändig die Bärte abschnitten, was, wie er sagt, »sonderlich

Barth. Kilian, Magdalena Sybille von Württemberg

Adriaen Hannemann, Musizierende Gesellschaft Phot. F. Bruckmann A.-G., München

an den alten geheimen Räten ein großer Übelstand gewesen, denn man sie kaum noch kannte«. Alle Stände waren sich darin gleich. Wenn der Fürstbischof von Speyer sich darüber beklagt, daß die (katholischen) Geistlichen sich mit dem Trunk übernehmen und vollsaufen, so schrieb auch der Pfarrer Saubert in Nürnberg 1646 in sein Tagebuch, daß die [lutherischen) Geistlichen in der Früh das Evangelium nicht lesen könnten, weil sie ihren Rausch noch nicht ausgeschlafen. Mit dieser Trinkfreudigkeit hängt die Sitte zusammen, als Ehren- oder Erinnerungsgeschenke silberne Becher zu geben. Friedrich Lucae zählt alle, die er empfangen, sorgfältig auf. Der berühmte Theologe Johann Gerhard in Jena brachte es in seinem Leben bis auf 68 Stück. Nicht trinkfest zu sein, hatte große Gefahren, so wurde 1641 der Rat von Zastrow erstochen, weil er einen Zutrunk nicht erwidern konnte. Als sich auf dem Nürnberger Fürstentage 1611 bei einem Frühmahl im Hause des Pfalzgrafen »alle toll und voll gesoffen«, stellt sich Graf Dohna, als schliefe er ein, um allen Zumutungen zu entgehen und auch Philipp Hainhofer muß sich als schwacher Trinker in Stettin unter den persönlichen Schutz des Herzogs stellen, um mit überflüssigem Trinken verschont zu werden.

van der Meulen, Handzeichnung
K. Kupferstich-Kabinett, Berlin

Hainhofer wohnt 1613 in München der Hochzeit der Herzogin Magdalene mit dem Pfalzgrafen von Neuburg bei und notiert sich als höchste Merkwürdigkeit: »Habe ich die gantzen acht tag keinen vollen oder trunkenen Menschen gesehen.« Unter diesen Umständen waren Mäßigkeitsvereine von hoher Bedeutung; 1601 stiftete Landgraf Moritz von Hessen einen Mäßigkeitsorden, 1638 der Jesuit Jakob Balde in München eine Congregatio Macilentorum, aber von ihren Erfolgen ist nichts überliefert worden. Es wäre indessen höchst ungerecht, zu glauben, die Deutschen allein hätten dem Becher übermäßig zugesprochen. Es war in Frankreich und England

Seb. Leclerc, Herr und Dame. Paris 1679

Essen

durchaus nicht anders, in dieser Zeit und aus diesem Grunde ist ja in England die Sitte aufgekommen, daß die Damen zuerst von der Tafel aufstehen und die Herren der Flasche überlassen.

Man trank nicht nur viel, man aß auch nach Verhältnis und zwar so viel, daß man die Menschen jener Zeit um ihren Magen beneiden darf. Philipp Hainhofer war 1617 beim Kantor in Stettin eingeladen. Man setzte sich morgens um 10 Uhr zur Tafel und stand erst abends um 6 Uhr vom Tisch auf. Guarinonius berichtete 1610, daß man in deutschen Bürgerhäusern bei Gastmahlen sechs Gänge, jeden von neun verschiedenen Speisen servierte, daß Adelige ihren Gästen zwar nur drei Gänge, aber jeden von hundert Speisen vorsetzten. Malortie hat verschiedene Menüs vom hannoverschen Hofe gesammelt. So speiste man z. B. Sonntag den 13. Juni 1647 als ersten Gang: 2 Weinsuppen, Rehrücken, gebratene Vögel, Karpfen, Pasteten, gefüllte Lammsbrust, Braunkohl, Wildschweinschinken, Kalbsbraten, Welschhuhn, junge Hühner, Rindfleisch, Karauschen; als zweiten Gang: Lammsbraten, Feigentorte, Spritzkuchen, Hecht, Hirschwildbret, Artischocken, Rindfleisch mit Klößen, Kalbfleisch, Sauerbraten, Krebse, Spanferkel, Kalbskaldaunen, Ochsenklauen und ließ sich dann das Dessert schmecken. Zu den starken Essern gehörten unter anderen die französischen Könige, z. B. Heinrich IV., der sich regelmäßig an Melonen überfraß; Liselotte sah einmal zu, wie Ludwig XIV. bei einer Mahlzeit 4 Teller Suppe, 1 ganzen Fasan, 1 Rebhuhn, 1 großen Teller Salat, 1 Teller Irish Stew, 2 gute Stück Schinken, 1 Teller Paionne, Obst und Konfitüren zu sich nahm. Die Zubereitung würde dem heutigen

Pierre Mignard, Maria Mancini, Fürstin Colonna
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

Bérain, Modemagazin in Paris. 1678

Seb. Leclerc, Herr und Dame. Paris 1679

Geschmack nicht zusagen, in so hohem Grade liebte man die starken Gewürze. »Das Essen muß jetzt nicht aus der Küche, sondern aus der Apotheke geholt werden«, bemerkt Moscherosch einmal vorwurfsvoll. Die Dekoration der Tafel bestand in Schaugerichten, »die dem Bancket einen Ruhm und den Anwesenden kluges Nachsinnen verursachen sollen«. Da gab es z. B. in München 1613 eine Fortuna, die sich bewegte und einen Pegasus, der den Musenquell aus dem Felsen klopfte, Kunstwerke des Zuckerbäckers Michael Lochmaier von Donauwörth. Der Kurfürst von Köln ließ sich die Schauessen, die er 1613 bei einem Gastmahl aufzustellen beabsichtigte, das er dem Regensburger Fürstentage geben wollte, 11000 Taler kosten, und dann kam die Pest und das Essen fand gar nicht statt! Bei einem Fest, das Graf Königsmarck in Hannover veranstaltete, stand ein eierlegendes Huhn in einem großen Strohkorb auf der Tafel. Aus den Eiern kamen gebratene Ortolane zum Vorschein, aus dem Korb aber Kinder, die einen Tanz ausführten. Dann erschien eine Pastete, aus der lebendige Vögel davonflogen und anderes mehr.

Die Manieren waren von der größten Einfachheit. Flüssige Speisen aßen alle mit dem Löffel aus der gemeinsamen Schüssel, das andere aß jeder mit den Fingern, so gut oder schlecht

Modebild von Bonnard. Paris 1680

Modebild von Bonnard in Paris

er konnte. Montaigne beklagt sich einmal über sich selbst, er äße so schnell, daß er sich immer in die Finger bisse; Anna von Österreich, Ludwig XIV. aßen immer mit den Fingern. 1560 beobachtete der Reisende Georges Calviac, daß in Deutschland und in Italien jeder Gast ein Messer habe, daß in Frankreich dagegen nur zwei bis drei für alle Anwesenden vorhanden seien. Gabeln existierten in dieser Zeit nur zum Vorlegen. Der englische Reisende Thomas Coryat sah 1608 in Italien mit größtem Erstaunen, »was in keinem Lande üblich sei«, daß die Leute beim Essen das Fleisch auf dem Teller mit der Gabel halten und mit dem Messer schneiden und daß man sich äußerst mißliebig mache, wenn man mit den Fingern in die Schüssel lange oder esse! Als er diese merkwürdige Sitte in England einbürgern will, wird er ausgelacht und als furcifer verhöhnt. Erst um die Mitte des Jahrhunderts wird der Gebrauch der Gabel beim Essen allgemeiner. Moscherosch aber nennt noch »die Torheit den Salat mit der Gabel zu essen«, »nach welscher Unart schmeckende

Modebild von Bonnard. Paris 1683

Modebild von Bonnard. Paris 1683

Possen!« Im Hotel Rambouillet begann man damit, bei jedem Gang den Teller zu wechseln. Dem Herzog von Montausier schreibt man die Einführung der Vorlegelöffel zu, bis dahin legte jeder dem andern mit dem Löffel vor, mit dem er selber aß. Der einzige Anspruch auf Sauberkeit war, sich vor und nach dem Essen die Hände zu waschen; hochstehenden Personen die Serviette zum Abtrocknen zu reichen, war ein Vorrecht, über dessen Ausübung sorgfältig gewacht wurde.

Zu den Kunstfertigkeiten, die ein Kavalier notwendig beherrschen mußte, gehörte das Vorschneiden. Es war eine große Sache, die eigens gelehrt und gelernt wurde, die Literatur der deutschen Tranchierbücher dieser Zeit ist ziemlich umfangreich. Auch sollte ein Kavalier es verstehen, Servietten schön und kunstreich zu falten, etwa als spanisches Krauthaupt, Priesterkragen, Pfaffenmütze, Türkenbund, frisierte Krone und dergleichen. Auch mußte er Äpfel und Birnen in Figuren als Herz, Narrenkopf, spanisches Kreuz und anderes mehr zerlegen können. Herr von Vieregg, Kämmerer am kurköl-

Masson, Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg. 1683

nischen und kurbayerischen Hofe verdankte seine Erhebung in den Adelstand nur der Kunst, mit der er das Tranchieren übte. Zu den beliebtesten Unterhaltungen bei Tisch gehörten in Deutschland die Leberreime. Gab es eine Leber, so wurde dieselbe aufgespießt und herumgegeben und jeder Gast hatte einen Vers darauf zu machen. Es gibt Bücher, die Anleitung dazu geben z. B.:

»Die Leber ist vom Huhn und nicht von einer Gemsen
Die Bienen stechen sehr, viel sehrer noch die Bremsen.«

oder:

Amling, Max Emanuel, Kurfürst von Bayern. 1687

»Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Lerchen
Ich lieb und weiß wohl wem, ich lieb ein kleines Herrchen.«
Zu den Tafelgenüssen kamen im 17. Jahrhundert das Fruchteis, das in Italien erfunden wurde und die Kunst, Limonaden und Liköre in gefrorenem Zustande zu servieren, welche Procope Couteaux 1660 in Paris erfand oder einführte, ferner der moussierende Schaumwein, dessen Zusammensetzung Dom Perignon, Kellermeister der Benediktiner-Abtei Hautvillers, verdankt wird. Im 17. Jahrhundert verbreiteten sich ferner die drei Getränke, ohne welche jetzt auch der bescheidenste

Haushalt nicht mehr zu denken wäre: die Schokolade, der Tee und der Kaffee. Die Schokolade kam 1520 aus Mexiko nach Spanien, aber erst 1657 nach England, 1661 nach Frankreich. Den chinesischen Tee führten die Jesuiten in Europa ein, seit 1638 kam er über Rußland, später über Holland in den Handel. Er war zuerst so kostbar, daß die englisch-ostindische Handelsgesellschaft etwas besonderes tat, als sie der Königin von England 1664 zwei Pfund Tee schenkte. In Frankreich haben der Kardinal Mazarin und der Kanzler Séguier viel zu seiner Verbreitung beigetragen, in den Niederlanden fand er so leidenschaftliche Freunde, daß der Arzt Bontekoe behauptete, um gesund zu sein, müsse man täglich zwei bis dreihundert Tassen Tee trinken. Der Kaffee kam aus der Türkei, 1650 wurde er zum ersten Male in Marseille gehandelt und gewann seit 1655 in Frankreich langsam an Boden, der Abbé Ledieu wunderte sich aber doch noch sehr, daß es in Fénélons Gesellschaften nach Tisch für jeden Gast eine Tasse Kaffee gab. In Deutschland kam der Genuß des Kaffees seit der berühmten Türkenbelagerung Wiens auf, hier wurde 1683 das erste Kaffeehaus gegründet, 1686 folgten Nürnberg und Regensburg, 1687 Hamburg. Die Londoner Kaffeehäuser haben der Geselligkeit der Hauptstadt ein ganz anderes Gesicht gegeben, sie wurden die Mittelpunkte der männlichen Gesellschaft und das um so mehr, weil in ihnen auch geraucht wurde.

Modebild von Bonnard in Paris

Tabak

Modebild von Bonnard in Paris

England und Holland teilen sich in den Ruhm, den Tabak als Genußmittel nach Europa verpflanzt zu haben. In Holland war er seit etwa 1580, in England schon zehn Jahre früher bekannt. Der deutsche Reisende Paul Hentzner, der 1596 bis 1600 einen Herrn von Rehdiger aus Breslau auf der großen Tour begleitete, spricht vom »Tabaktrinken« und Hainhofer kommt mit Freunden 1629 »der deutschen tabaken saufer zu red« und wundert sich über »deren getrankh all'Inglese«. Er wurde zuerst heftig befeindet. Der pedantische König Jakob I. von England schrieb ein eigenes Buch gegen den Tabak als »das leibhafte Bild und Muster der Hölle«. Der Gebrauch wurde mit Strafen belegt, in Berlin noch 1675 mit Gefängnis und Pranger. 1616 galt die Bezeichnung als Tabaktrinker in Frankreich noch als Beschimpfung, seit man aber 1644 begonnen hatte, den Tabak anzubauen und er 1674 zum Monopol geworden war, änderte sich das Urteil, denn die Steuer stieg in 20 Jahren von 150,000 Livres auf 4 Millionen. Rauchen galt nicht für fein, Schnupfen wurde mit Leidenschaft betrieben, auch bei Hofe, trotzdem Ludwig XIV. es verabscheute. »Es ärgert mich recht,« schreibt Liselotte einmal, »wenn ich hier alle Weibsleut mit den schmutzigen Nasen sehe.« In Amerika war der Tabak nicht nur Genuß-, sondern auch Zahlungsmittel, der Schneider Noah Rogers in Lancaster erhielt 1643 für einen Herrenanzug 80 Pfund, 1690 für ein Damenkleid 60 Pfund Tabak.

Vergnügen

Die Summe der Vergnügungen, welche den Menschen des

Unbekannter Meister, Damenporträt
Frhrl. v. Lipperheidesche Kostümbibliothek, Berlin

Seb. Leclerc, Damen mit Fontange

17. Jahrhunderts zu Gebote stand, war nicht eben groß. Im Bürgerhause des Mittelstandes beschränkten sich dieselben auf die großen Familienfeste, Hochzeit, Taufe und Begräbnis, die auch deswegen mit einem so außerordentlichen Aufwand an Zeit und Mitteln gefeiert wurden. Die größte Zerstreuung gewährten wohl die Jahrmärkte, selbst Heinrich IV. und Maria von Medici freuten sich das ganze Jahr hindurch auf den Jahrmarkt in St. Germain. Da gab es allerhand zu kaufen und zu sehen. 1606 z. B. die Jungfrau Apollonia Schreier, die seit fünf Jahren lebte, ohne zu essen oder zu trinken, 1614 Jungfrau Eva Vliege, die sich seit 17 Jahren nur von Blumenduft nährte. Von 1617 an ließen sich ein Menschenalter hindurch die zusammengewachsenen Brüder Colloredo für Geld sehen, 1624 gab es auf der Leipziger Messe einen Glückstopf mit Gewinnen im Werte von 17000 Gulden usw. Wie im Bürgerhause bei festlichen Gelegenheiten der Spruchsprecher anwesend war, um die Familienglieder zu besingen und für Unterhaltung zu sorgen, so war an den Höfen noch der Hofnarr unentbehrlich. Wohin Hainhofer auch kommt, überall »machen buffonen intermedia bei Tisch«. Maria von Medici lieh sich einmal den Hofnarren des Herzogs von Lothringen; die fürchterliche Gesellschaft von Zwergen, Kretins und Krüppeln, die sich am Hofe von Madrid als Hofnarren aufhielt, hat ja

Saint Jean, Im Boudoir

Velazquez verewigt. Die großen Hoffeste waren ungeheuer kostspielig, die Hochzeit des Herzogs von Württemberg mit einer brandenburgischen Prinzessin kostete 1609 800000 Gulden. Der Herzog von Vendôme veranstaltete in Anet Feste, von denen ihm eines auf 100000 Livres zu stehen kam, der große Condé gab Ludwig XIV. in Chantilly 1671 ein Fest, das ihm nicht nur eine Million Francs, sondern auch seinen Küchenchef kostete. Frau von Sévigné erzählt, wie der berühmte Vatel bei dieser Veranlassung vor Nervosität vollständig den Kopf verlor und sich in seinen Degen stürzte, weil er fürchtete, der Seefisch für die königliche Tafel käme nicht mehr rechtzeitig an. Trotz der Verschwendung und der Häufung der Zerstreuungen, — in Hannover folgten sich z. B. am 2. Februar 1693 bei Hofe ein Diner, ein Maskenball bei Gräfin Hohenlohe, französische Komödie, Souper und Ball, — scheinen diese Feste nicht immer gerade sehr unterhaltend gewesen

zu sein. Unter Maria von Medici waren die Hoffeste berüchtigt wegen der außerordentlichen Unordnung und Konfusion, die bei diesen Gelegenheiten herrschte und noch 1679 schreibt die Herzogin Sophie aus Versailles: »das außerordentliche Gedränge und die furchtbare Hitze machen die Vergnügungen des französischen Hofes doch recht unbequem«. 1698 entringt sich Liselotte der Seufzer: »die Langeweile regiert so stark hier, als in keinem Ort von der Welt«. Soweit die Jagd zu den Unterhaltungen gehörte, beschränkte sie sich meist auf den Massenmord der in Schloßhöfen oder Wildgehegen zusammengetriebenen Tiere. Sie war ein feiges und rohes Vergnügen, ebenso wie die an allen Orten üblichen Tierhetzen. Graf Dohna sah 1614 in Berlin Bärenhetzen, Hainhofer 1628 in Innsbruck »eine Löwin und ein schön Tigertier zu Stieren herausgelassen«, Zinserling und Hentzner in London sahen Kämpfe zwischen Hunden, Stieren und Bären.

Modebild von Bonnard in Paris

Tanzen

Die Bälle des 17. Jahrhunderts waren von denen unserer Tage grundverschieden. Man forderte nicht zum Tanzen auf, sondern ein Zeremonienmeister bestimmte das Paar, welches tanzen sollte, es tanzte immer nur eines auf einmal. Auch die Tänze waren ganz andere und von wesentlich anderem Rhythmus, die Sarabande majestätisch stolzierend, die Chaconne feierlich bewegt, die Musette schäferlich zierlich, die Gigue fröhlich hüpfend, die Sicilienne schwebend usw. Der feierlich langsame Rhythmus dieser Tänze erlaubte dem berühmten Mattheson, einige der bekanntesten Choräle in Tänze umzusetzen, indem

Modebild von Bonnard in Paris

er die Melodie Note für Note beibehielt und nur den Rhythmus änderte. So wurde »Wenn wir in höchsten Nöten sind« ein Menuett, »Wie schön leucht uns der Morgenstern« eine Gavotte, »Herr Jesus Christ Du höchstes Gut« eine Sarabande, »Werde munter mein Gemüte« eine Bourrée. Auf die einzeln tanzenden Paare waren natürlich aller Augen gerichtet, so konnte von Sichgehenlassen gar keine Rede sein. Man mußte sich zusammennehmen und sein Bestes tun. Ludwig XIV. nahm 20 Jahre hindurch täglich Tanzstunde. Als nach 1663 das Menuett Mode wurde, dessen erste Komposition von Lully stammt, galt dieser Tanz als der vollendetste von allen; zur vorläufigen Einübung erforderte er drei Monate Zeit. Übrigens gibt A. Bohse-Talander einmal Bürgerlichen den Rat, sie sollten nicht zu gut tanzen, damit sie sich nicht bei Edelleuten Haß und Eifersucht auf den Hals zögen. Zu den leidenschaftlichsten Tänzern gehörten unter anderen Sully, der auch im Alter noch jeden Abend zu seinem Vergnügen Solotänze mit allerhand Luftsprüngen nach eigener Phantasie ausführte und Richelieu, der noch als Kardinal in grünen Sammethöschen mit Glöckchen und Kastagnetten eine Sarabande vor Anna von Österreich tanzte. Der erste regelmäßige Gesellschaftstanz war die Courante von 24 Paaren, die Ludwig XIV. sehr liebte, der erste Tanz, der gestattete, daß mehrere Paare sich auf einmal bewegten, der sogenannte Rigaudon de la paix, der aus England nach Frankreich kam. Indessen haben die schönsten Kompositionen von Beauchamps,

Gunst. Ezechiel von Spanheim

Lully und anderen nicht verhindern können, daß die Gesellschaft sich von diesem harmlosen Vergnügen fort und einem aufregenderen Zeitvertreib zuwandte: das Spiel drängte das Tanzen zurück. 1695 schreibt Liselotte aus Paris: »Das dantzen ist nun gantz ausser moden, sobald assembleen sein, tut man nichts als landsknecht spielen. Das spiellen ist greulich hoch, die leutte werden wie dolle Menschen, wenn sie spielen, eins heult, das annder schlägt mit der Faust auf die Tafel, das die gantze kammer darüber zittert, der dritte lästert Gott, daß einem die Haar zu Berg stehen, suma alle sein wie verzweiffelte.« Die gute Pfälzerin, die ein so anschauliches Bild vom Spiel entwirft, liebte es selbst gar nicht und mußte sich deswegen einmal sagen lassen: »Sie sind auch zu gar nichts zu gebrauchen, da Sie nicht spielen mögen.« Man spielte gern, hoch und falsch, denn seinen Vermögensverhältnissen durch Falschspiel aufzuhelfen, war Damen und Kavalieren erlaubt. Als Frau von Motteville den sterbenden Kardinal Mazarin zum letzten Male sah, fand sie ihn damit beschäftigt, Goldstücke abzuwiegen, um die nicht vollwertigen im Spiel zu setzen. Die großen Schwächen Heinrichs IV. waren die Weiber und das Spiel, in letzterem wetteiferte Maria von Medici mit ihrem königlichen Gatten. Der Marschall d'Estrées verlor an einem Abend 100000 Livres, während der Abbé de Gordes in einem Spiel Ludwig XIV. 150000 Livres abgewann. Herzog Ernst von Hannover war so galant, die schöne Maria Mancini-Colonna 30000 Taler gewinnen zu lassen und die schönere Schwester Hortense Mancini-Mazarin behielt nach allen Abenteuern ihres an Wechselfällen reichen Lebens nur zwei Leidenschaften: Spiel und Trunk. Auch am Kaiserhofe und in der Wiener Gesellschaft wurde mit Leidenschaft gespielt, 1696 hatte der portugiesische Gesandte Prince de Ligne an

Edelinck, Der Architekt Mansart

den Kammerherrn Grafen Hallweil im Spiel 50000 Gulden verloren und wußte sich seiner Schuld nicht anders zu entledigen, als daß er seinen Gläubiger zu einer Spazierfahrt einlud, ihn im Walde erschlug und die Leiche versteckte.

Das Reisen

Reisen war im 17. Jahrhundert durchaus kein Vergnügen, die Unsicherheit, der Zustand der Straßen und der Betriebsmittel ließen es nicht als solches empfinden. »Morgen ist gut reisen, übermorgen noch besser, bleibet, ich bleibe auch«, las Pfarrer Hartmann in einem Wirtshaus vor den Toren Hamburgs. Als Bildungsmittel galt für Söhne höherer Stände die sogenannte Kavalierstour. Der junge Mann, oft noch in sehr jugendlichem Alter, besuchte mit einem Hofmeister fremde

Höfe und Universitäten. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts galt noch ein Besuch Italiens als unerläßlich für die Bildung. In S. Domenico in Siena, S. Antonio in Padua und sonstwo findet der Besucher heute noch zahlreiche Grabdenkmale junger Deutscher, die Fieber oder Duelle hinwegrafften, während sie unterwegs waren. »In Rom muß man einen guten Antiquarium nehmen,« schreibt Misson, »damit man auch alles Merkwürdige zu sehen bekäme.« Nicht jeder Reisende hatte das Glück, einen Verwandten in Rom zu besitzen, wie die Grafen Dohna in Fabian Konopacki einen solchen fanden. Der gute Onkel, der am Hofe Klemens' VII. Kämmerer war, erleichterte ihnen den Aufenthalt in der ewigen Stadt in jeder Weise und ließ ihnen von dem berühmten Nanini sogar Musikstunden geben. Später scheidet Italien von der großen Tour aus, wie Gottfried Stieve bemerkt: »Weil man keinen für vollkommen achtet, welcher nicht eine Zeit seine Exerzitien und Sprachen in Frankreich getrieben und erlernet, hätte er auch gleich sonsten außer Frankreich die ganze Welt durchwandert, so ist es fast ein Malum necessarium worden, in benanntes Königreich auf eine Zeit zu gehen.« Man reiste zu Pferde, der Zustand der Wege hätte selbst bessere Wagen, als man sie besaß, nicht fortkommen lassen. Die ersten Kutschen sind in Italien gebaut worden, 1599 brachte der Marschall Bassompierre die erste mit Glasfenstern nach Paris. Das war aber auch wohl ihre einzige Bequemlichkeit, denn man legte mehr

Douwen, Anna Maria de Medici im Jagdkostüm

Schenck, Fürst Ligne, portugiesischer Gesandter in Wien

Wert auf die prächtige Ausstattung als auf den Komfort. Der Brautwagen, den die Infantin Margarete zum Einzug in Wien benutzte, kostete 100000 Taler; der Brautwagen der Prinzessin Henriette, die 1668 den Herzog Rudolf August von Hannover heiratete, 20000 Taler. Herzog Ernst August von Hannover besaß 1681 50 ganz vergoldete sechsspännige Kutschen. Der erste bequeme Reisewagen wurde 1660 in Berlin gebaut. Er war leicht konstruiert und nur zu zwei Sitzen, als »Berline« hat er sich fast zwei Jahrhunderte in der Gunst der Reisenden behauptet. Die Straßen, auf denen die schwerfälligen Karossen sich fortbewegen mußten, waren entsetzlich. 1664 warfen die Hofdamen, welche die Herzogin Sophie von Hannover begleiten, auf dem Wege nach Florenz neunmal an einem Tage um, auf der Fahrt nach Modena ziehen sie es dann vor, lieber gleich den ganzen Weg zu Fuß zurückzulegen. 1657 brauchte Pfarrer Hartmann von Berlin nach Stettin sechs Tage, 1687 Misson von Heidelberg nach Nürnberg ebensoviel und zahlte 30 Taler für die Beförderung. Die Post, die in Deutschland ein Privileg der Familie Taxis war, beförderte bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts nur Briefe und kleine Pakete, erst dann richtete die Verwaltung Fahrposten ein, die fahrplanmäßig von Frankfurt am Main ausgehend, Reisende in sechs Tagen nach Paris, in 15 Tagen nach Madrid beförderten. Die stagecoach, welche regelmäßig zwischen London und Oxford verkehrte, brauchte zwei Tage, jene zwischen London und York im Winter sechs Tage; es war ein Triumph der Schnellig-

Flämischer Meister, Damenporträt
Kgl. Galerie, Schleißheim

keit, als die flying-coach nur noch 13 Stunden von London nach Oxford unterwegs war. (Mit der Eisenbahn eine Stunde.) In Gegenden, die vom großen Verkehr ablagen, waren Reisen ganz von Zufall und Gelegenheit abhängig. Friedrich Lucä wollte ein halbes Jahr in Frankfurt an der Oder bleiben zum Besuch der Universität, reist aber, kaum angelangt, wieder ab. »Gott fügete es anders«, schreibt er, »indem er eine nach Brieg ganz ledig zurückkehrende Landkutsche als Mittel verordnete.« Die Straßen waren nicht nur schlecht, sondern auch unsicher, einmal ist sogar die Kaiserin, als sie mit großem Gefolge ins Bad reiste, unterwegs ausgeplündert worden. Es ist das Zeitalter der großen Straßenräuber und Mordbuben, die zu Land und Wasser auf Beute ausgingen. Holländische Raubschiffe befuhren den Rhein bis Andernach; von Tunis, Tripolis, Algier streiften Kaper durch das ganze Mittelmeer, sogar bis in die Nord- und Ostsee; meuternde Matrosen gründeten als Flibustier und Bukkanier schwimmende Seeräuberstaaten. Wer selbst allen diesen Fährlichkeiten entging, kam, wie es Friedrich Lucä zwischen Speyer und Heidelberg passierte, in die Gefahr, von Wölfen gefressen zu werden.

Die Gasthäuser werden als recht mäßig geschildert, Guarinonius beklagt sich über die Unsauberkeit der deutschen. Hainhofer, der weit herumgekommen war, fand in Jüterbog die beste Herberge in Deutschland. »Die Gasthöfe in Nürnberg sind über alle Maßen wohl eingerichtet«, schreibt Misson 1687, während er die italienischen, in denen man 6 Personen nur 3 Eier zum Sattessen vorsetzte, nicht übel genug abmalen kann. Wie es mit der Unterkunft bestellt war, verrät gelegentlich Pfarrer Hartmann, der sich sehr wundert, in Wismar ein Gasthaus zu finden mit »soviel kämmerchen, daß fast jede Person ihr absonderliches Kämmerlein haben kann«. Daß mehrere Reisende ein Zimmer, meist auch ein Bett miteinander teilen mußten, war eigentlich das selbstverständliche. Die Trinkgelderfrage spielte eine große Rolle; »mußten dem alten Ungeheuer 8 Schillinge geben«, notiert Hartmann in Greifswald in sein Journal und Lucä bemerkt, in den Niederlanden »fressen die Trinkgelder mehr Geld hinweg, als selbst die Zehrung, zumal die Niederländer darin sehr unverschämt sein und mit harter Importunität die fremden Passagiere deswegen anlaufen.«

Ant. Masson, Ludwig XIV. 1697

Ehe die gute Gesellschaft begann, ihr Vergnügen ausschließlich in Paris zu suchen, war Italien, zumal Venedig der Magnet der Welt, die sich nicht gern langweilt. Graf Friedrich Christian zu Schaumburg-Lippe hielt sich, seit er mit 26 Jahren die Regierung angetreten, nur noch vorübergehend in Bückeburg auf, er blieb gleich in Italien und beinahe ebenso machten es die Herzoge von Hannover, Ernst August und Georg Wil-

Unbekannte Prinzessinnen aus dem Hause Habsburg
Miniaturen im National-Museum, München

helm. Der letztere schrieb einmal aus Venedig an seinen Hofmarschall von Grapendorf: »Ich möchte wünschen, daß ich dem Marschalk könnte lust machen, hier zu kommen, damit er mir von so vielem wieder nach haus kommen nicht schreibe.« Die Brüder gaben Feste, die jedes 7—8000 Taler kosteten und ließen sogar einen Prachtband mit vielen Kupferstichen herausgeben, der die Regatten, Feuerwerke usw. genau beschrieb und abbildete. Von den pikanten Bällen, wie sie z. B. Madame de l'Isle d'Ayty veranstaltete, die 300 junge Mägdlein nackt tanzen ließ, haben die Herren leider keine Bilder in ihr Denkbuch aufgenommen.

Sebastian Leclerc

Folgende Bilder aus dem vorliegenden Bande „Die Mode im 17. Jahrhundert" sind auch als Einzelblätter im Verlag von F. Bruckmann A.-G., München, erschienen:

Seite		
5	Rubens, P. P., Der Künstler und Isabella Brant (München, Pinakothek Nr. 782)	Fol.-Pigmentdr.*) Imp.-Kohledr.*)
„	—Ausschnitt I: Rubens; Ausschnitt II: Isab. Brant (Nr. 782 I, 782 II.)	Fol.-Pigmentdr.
13	Francken d. J. und Fr. Pourbus, Ball am Brüsseler Hofe (Haag, Museum Nr. 244)	Fol.-Pigmentdr.
15	Duyster, W. C., Hochzeit des Ploos van Amstel (Amsterdam, Reichsmuseum Nr. 851)	Fol.-Pigmentdr.
32	Moreelse, P., Die kleine Prinzessin (Amsterd. Reichsmus. Nr. 1660)	Fol.-Pigmentdr.
35	Dyck, A. van, Vornehme Genueserin (Düsseld. Ausstellung 1904, Nr. 259)	Fol.-Pigmentdr.
49	Rubens, P. P., Helene Fourment (München, Pinak. Nr. 794)	Fol.-Pigmentdr. Imp.-Kohledr.
55	Rembrandt, H. v. R., Anatomiestudie des Prof. Tulp (Haag, Museum Nr. 146)	Fol.-Pigmentdr.
„	—Ausschnitt I: Prof. Tulp (Haag, Museum Nr. 146a)	Imp.-Kohledr.
„	—Ausschnitt II: zwei Hörer (Haag, Mus. Nr. 146b)	
„	—Ausschnitt III, IV, V	nur in Imp.-Kohledr.
64	Hals, Franz d. Ä., Junger Mann (Dresden, Gemälde-Galerie Nr. 1359)	Fol.-Pigmentdr.
65	Fouquières, Jacques, Am Schloß Heidelberg 1620 (Karlsruhe, Gemälde-Galerie Nr. 188)	Fol.-Pigmentdr.
70	Sandvoort, Dirck, D., Bürgermeister Baas und Familie (Amsterdam, Reichsmuseum Nr. 2129)	Fol.-Pigmentdr.
73	Codde, Pieter, Lustige Gesellschaft (München, Pinakothek Nr. 365)	Fol.-Pigmentdr.
75	„ Ehepaar 1634 (Haag, Museum Nr. 651)	Fol.-Pigmentdr.
77	Molenaer, Jean M., Familienfest (Haag, Porträtausstellung 1903, Nr. 90)	Fol.-Pigmentdr.
„	— Familienfest, Ausschnitte daraus: I, II, III (Nr. 90a-c)	Fol.-Pigmentdr.
79	„ — Familiengruppe Haag, Porträtausstellung, Nr. 89)	Fol.-Pigmentdr.
„	„ Ausschnitt daraus (Nr. 89a)	Fol.-Pigmentdr.
84	Bol, Ferd., Holländerin (München, Pinakothek Nr. 342)	Fol.-Pigmentdr.
108	Kneller nach A. van Dyck, Königin Henriette Maria von England (München, Pinakothek Nr. 868)	Fol.-Pigmentdr.
109	Dyck, A. van, Königin Henriette Maria von England (Dresd., Gemäldegalerie Nr. 1034)	Imp.-Kohledr.
„	—Ausschnitt (Brustbild), (Nr. 1034a)	Fol.-Pigmentdr.
115	Wittig, Barthol., Abendgesellschaft 1640 (Wien, Gemäldegalerie Nr. 1619)	Fol.-Pigmentdr.
117	Dyck, A. van, Prinz Wilhelm von Oranien u. Henriette Maria Stuart (Amsterdam, Reichsmuseum Nr. 857)	Fol.-Pigmentdr. Imp.-Kohledr.
„	— Ausschnitt I: Prinz Wilhelm (Nr. 857a)	Fol.-Pigmentdr.
„	— Ausschnitt II: Maria Stuart (857b)	Fol.-Pigmentdr.
118	Rembrandt, H. v. R., Bildnis (Amsterdam, Reichsmuseum Nr. 2022)	Fol.-Pigmentdr.
119	„ Elisabeth Jakobsz Bas (Amsterdam, Reichsmuseum Nr. 2023)	Fol.-Pigmentdr. Imp.-Kohledr.

*) Preise: Folio-Pigmentdruck ca. 30:20 cm M. 3.—; Imperial-Kohledruck ca. 50:40 cm unaufgezogen M. 40.—. Illustr. Verzeichnis über „Bruckmanns Pigmentdrucke" kostenlos.

Seite:

125 Terborch, Gerard, Ankunft des Holländischen Gesandten in Münster (Düsseldorf, Ausstellung Nr. 390) . . . Fol.-Pigmentdr.

136 Velazquez, D., Königin Maria Anna von Spanien (Madrid, Prado Nr. 1191) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

138 „ Infantin Maria Theresia (Madrid, Prado Nr. 1192) Fol.-Pigmentdr.

139 Helst, van der, Junges Ehepaar (Karlsruhe, Gemäldegalerie Nr. 235) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

146 Rembrandt, H. v. R., Syndici der Tuchhändler (Amsterdam, Reichsmuseum Nr. 2017) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

„ — Ausschnitt I: 4 rechtssitzende Männer (Nr. 217a) Imp.-Kohledr.

„ — Ausschnitt II: d. 2. u. 3., von links (Nr. 217b) . . Fol.-Pigmentdr.

„ — Ausschnitt III: d. 1. von links (Nr. 217c) . . . . Fol.-Pigmentdr.

„ — Ausschnitt IV: d. 1. von rechts (Nr. 217d) . . . Fol.-Pigmentdr.

„ — Ausschnitt V: d. 2. von links . . . . . Imp.-Kohledr.

„ — Ausschnitt VI: d. 1. von rechts . . . . . Imp.-Kohledr.

153 Terborch, G., Herrenbildnis (London, Nationalgalerie Nr. 1399) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

155 Netscher, C., Damenbildnis (Amsterd., Reichsm. Nr. 1725) Fol.-Pigmentdr.

156 Everdingen, Caesar van, Weibl. Bildnis 1671 (Amsterd., Reichsmuseum Nr. 912) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

166 Hannemann, Adriaen, Musiz. Gesellschaft (Braunschweig, Gemäldegalerie Nr. 223) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

Tafel:

4 Hals, Franz, Amme mit Kind (Berlin, Kais.-Friedr.-Museum Nr. 801 G) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

5 Vos, Cornelis de, Familie Hutten (München, Pinak. Nr. 812) Fol.-Pigmentdr.

„ — Ausschnitt I: Kind rechts, Nr. 812a . . . . . Fol.-Pigmentdr.

„ — Ausschnitt II: Kind links, Nr. 812b . . . . . Fol.-Pigmentdr.

6 „ Die Töchter des Malers (Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum Nr. 832) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

8 Rubens, P. P., Die Söhne des Künstlers 1625 (Wien, Liechtenstein-Galerie) . . . . . Farb. Medicidruck** 52,5 : 21 cm, M. 48.—

9 Palamedes, A., Gesellschaft im Freien (Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum Nr. 758 A) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

11 Dyck, A. van, Bildnis des Marquis de Mirabel (München, Pinakothek Nr. 835) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

12 Velazquez, D., Königin Maria Anna von Ungarn, 1630 (Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum Nr. 413 C) . . . Fol.-Pigmentdr.

13 Dyck, A. van, Lord Philipp Wharton als Schäfer, 1632 Fol.-Pigmentdr.
(St. Petersburg, Eremitage Nr. 616) . . . . . Farb. Medicidruck** 48 : 38,5 cm, M. 42.—

14 Vläm. Meister, Bildnis eines Edelmannes (München, Pinakothek Nr. 1298) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

16 Dyck, A. van, Frau Leerse (München, Pinakothek Nr. 840) Fol.-Pigmentdr.

21 „ Maria Louise de Tassis (Wien, Liechtenstein-Galerie) Farb. Medicidruck** 65 : 46 cm, z. Zt. vergriffen.

22 Hals, Franz, Weibl. Bildnis (Berlin, Kaiser-Friedrich-Mus. Nr. 801) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

23 Terborch, Gerard, Männliches Bildnis 1642 (München, Pinakothek Nr. 389a) . . . . . Fol.-Pigmentdr.

24 „ Weibl. Bildnis 1642 (München, Pinakothek Nr. 389b) Fol.-Pigmentdr.

27 Le Nain, Louis, Maler u. Modell (München, Pinak. Nr. 1339) Fol.-Pigmentdr.

**) Medicidrucke, originalgetreue farbige Reproduktionen in höchster Vollendung nach Gemälden alter Meister. Verzeichnis kostenlos.

VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

Von demselben Verfasser erschienen früher, bezw. sind im Erscheinen begriffen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

DIE MODE

Menschen und Moden vom Untergang der alten Welt
bis zum Zusammenbruch der modernen Kultur

Band I. Von der Völkerwanderung bis zur Renaissance.
In Vorbereitung.

Band II. Das sechzehnte Jahrhundert. In Vorbereitung.

Band III. Das siebzehnte Jahrhundert.
2. Auflage, gebunden M. 15.—

Band IV. Das achtzehnte Jahrhundert.
2. Auflage, gebunden M. 18.—.

Band V. Das neunzehnte Jahrhundert. Erster Teil. 1790—1815.
Directoire — Empire — Befreiungskriege (3. Aufl. Juli 1920), geb. M. 15.—.

Band VI. Das neunzehnte Jahrhundert. Zweiter Teil. 1815—1847.
Restauration — Biedermeierzeit (4. vermehrte Auflage), geb. M. 15.—.

Band VII. Das neunzehnte Jahrhundert. Dritter Teil. 1848—1878.
48er Revolution — Zweites Kaiserreich (4. Aufl. Juli 1920) geb. M. 15.—.

Band VIII. Das neunzehnte Jahrhundert. Vierter Teil. 1879—1914.
Die Neuzeit, gebunden M. 18.—.

Jeder Band bildet ein in sich abgeschlossenes Ganze und ist einzeln käuflich.

Im Sommer 1920 wird das Werk auch wieder vollständig lieferbar sein:
Das neunzehnte Jahrhundert in 4 blauen Pappbänden in Futteral M. 63.—
Alle 6 Bände zusammen in blauen Pappbänden in Futteral M. 96.—.

Mit gegen 2000 Abbildungen nach Originalen der Zeit in
Ein- und Vierfarbendruck, handkoloriertem Lichtdruck,
Mezzotintogravüre, Rötel, Sepia- und Duplexdruck.

Die Illustration der Bände IV bis VII besorgte Dr. Oskar Fischel.

Die reizvoll und verschwenderisch ausgestatteten Bände enthalten weit mehr, als der Titel »Mode« verspricht, nämlich eine vollständige Kultur-, Kostüm- und Kunstgeschichte der Vergangenheit, die, wenn sie nicht wissenschaftlich erschöpfend genannt werden kann, dafür im höchsten Grade wertvoll, anmutig und lebendig ist.

Der temperamentvolle und amüsante Text und die sorgfältige Illustration geben ein fesselndes Bild der alten Zeit, ihrer Menschen, ihrer Zustände und ihrer Moden.

Die Bände sind in den meisten Buchhandlungen vorrätig.

VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

In gleicher Ausstattung erschienen:

Miniaturen und Silhouetten

Ein Kapitel aus Kulturgeschichte und Kunst

von MAX VON BOEHN

3. Auflage. Oktavformat. Mit 200 Abbildungen.
Schön gebunden M. 15.—. In Halbpergamentband M. 36.—.

Zahlreiche, mit Sachkenntnis gewählte, mit Feinheit wiedergegebene Miniaturen und Silhouetten geben in farbiger Fülle eine reizende Vorstellung von dieser liebenswürdigen Kunst unserer Voreltern. Der heiter-geistvolle Text des wohlunterrichteten Verfassers geleitet uns mit sicherer Leichtigkeit in eine entzückende kleine Welt voll Anmut und Freude, in der wir gern für ein paar Stunden die Not der Gegenwart vergessen. Für geschmackvolle Menschen gibt es keine willkommenere Gabe als dieses Buch Max von Boehns.

Die deutschen Volkstrachten

Gesammelt zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Nach dem Leben aufgenommen und beschrieben von Rose Julien

Mit 250 Abbildungen und 16 farbigen Tafeln
Gebunden Mark 10.—

Im Frühjahr 1920 erscheint:

WEIBLICHE KÖRPERBILDUNG UND BEWEGUNGSKUNST

NACH DEM SYSTEM MENSENDIECK

Herausgegeben von Dr. Fritz Giese und Hedwig Hagemann

Ein Band in 8° mit gegen 100 Abbildungen
Geheftet etwa M. 8.— Gebunden etwa M. 12.—

Dieses neue Buch ist die notwendig gewordene Ergänzung zu dem vor 12 Jahren zuerst erschienenen und zu großer Verbreitung gelangten bahnbrechenden Werke der Frau Dr. Bess M. Mensendieck über die Körperkultur der Frau. In einer Reihe von schön und lehrreich illustrierten, von Fachleuten verfaßten Aufsätzen vertritt und erweitert es den Gedanken zweckmäßiger weiblicher Körperbildung, den es nach verschiedenen Gesichtspunkten ausbaut und, indem es Anwendung und Wirkung auf das private und öffentliche Leben der Frau berührt, in vielfacher Weise mit neuen Kulturfragen verbindet.
Mitarbeiter an dem Buche sind: Dr. F. Giese, Dorothee Günther, Dr. K. Hagemann, Dr. Auguste Hohbaum, Dr. Müller-Freienfels, Dr. Freiherr von Oeynhausen, die Tänzerin Ellen Petz, Professor P. Schultze-Naumburg, Dr. Frank Thieß, Professor F. Winter, Hanna Winter, Dr. J. Zadek.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

WYCKOFF
GELBER
SAN
FRANCISCO